Franz Krojer



Stromata

Mit und gegen den Strom

Stromata

Mit und gegen den Strom

Franz Krojer

Umschlagbild (Wikipedia):
Proteus von Jörg Breu dem Älteren, in Andrea Alciato, Buch der Embleme (1531): https://www.mun.ca/alciato/e183.html

„Trifft man auch Proteus, gleich ist er zerronnen“ (Thales)

Lies dazu in diesem Buch: Bloch zitiert Raabe: „Herr, meine tägliche Illusion schenke mir heute.“ (S. 149)

Differenz-Verlag
Franz Krojer
Postfach 900315
81503 München
kontakt@differenz-verlag.de
www.differenz-verlag.de
München 2020

Rheinerinnerungen

Bacharach, August 2017

Ein Kanal

Der Rhein von Bingen bis Konstanz. „Eigentlich ein Canyon“. „Gestein vom Urkontinent”. Unesco-Weltkulturerbe. Mythos Loreley (Brentano, Heine). Von diesem Mythos lebt die Gegend, wie Bayern vom „König Ludwig”. In jedem Fremdenführer steht das vermutlich ähnlich: Heidelberg, Hofbräuhaus, Loreley. Der Mythos wäre aber gegenstandslos, gäbe es nicht die einzigartige Landschaft: die Hügel, die Burgen und den Wein.

Die Ufer des Rheins sind mit Steinplatten eingefasst. Die Schifffahrt hat ihn sich voll zu Nutzen gemacht. Egal wo man sich am Rhein befindet: mindestens ein Schiff ist immer zu sehen. Berühren kann man das Rheinwasser kaum, baden schon gar nicht. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die riesigen Schiffe gefährliche Wirbel verursachen und man sich deshalb vom Rhein fernzuhalten habe, so wie ja auch Autobahnen keine Flaniermeilen sind.

Man vergleiche das mit der Isar: hier hat München sogar eine „Renaturierung” durchgeführt und weitere Badegele-

genheiten ermöglicht. Es wird gebadet, gegrillt, gepicknickt usw. Die größten „Schiffe" auf der Isar sind gerade mal Vergnügungs- und Sauf-Flöße, die zwischen Wolfratshausen und dem Flaucher verkehren.

Dann halt die Donau. Die Gegend zwischen Straubing und Vilshofen, also den Gäuboden, kenne ich gut. Auch hier verkehren große Transportschiffe (jedoch, soweit ich das bisher sehen konnte, keine dieser bunten, riesigen Container-Schiffe). Man kann stattdessen an der Donau immer noch viel baden, und manche Gemeinden haben extra Bereiche dafür ausgewiesen. Verglichen mit dem Rhein gleicht die Donau einer Landstraße: nicht ganz ungefährlich, aber man darf sie betreten.

Ganz anders der Rhein: man kann stundenlang seiner gleichförmigen Strömung zusehen sowie den vielen auf- und abwärts fahrenden Transportschiffen. Man kann ihn mit einer Fähre überqueren oder z.B. mit einem Ausflugsschiff zur Loreley fahren und bei einem Gläschen Sekt die vielen Weinberge und Burgen bewundern. Aber „anfassen" kann man ihn längst nicht mehr.

Selbst unser Hund hat nichts vom Rheinwasser abbekommen: als ich ihn einmal beim Aussteigen von einer Fähre kurz bei der Rampe trinken lassen wollte, wies mich ein

Angestellter sofort auf die Gefährlichkeit unseres Unternehmens hin.

Die Güterzüge

Mit dem Kanal kann man gut leben, nicht aber mit den Güterzügen.

Also, das Mittelrheintal muss man sich so vorstellen: in der Mitte der Rhein, links und rechts die Berge und Hügel. Eingepresst zwischen Rhein und Hügeln schlängeln sich an den Ufern die Ortschaften entlang, dazu aber auch die Bundesstraßen B9 und B42, und weiter, wohlgemerkt an beiden Ufern, die zweigleisig ausgebauten Eisenbahnstrecken.

Am Mittelrhein ist also sehr viel los, abolute Ruhe ist woanders. Aber soweit es die Schiffe, die Autos und Personenzüge betrifft, wäre alles noch halbwegs erträglich und viel leiser als z.B. am Mittleren Ring in München, wenn – gäbe es nicht die Güterzüge.

Unser Hotel in Bacharach befindet sich an der Stadtmauer, wir haben ein Zimmer mit Balkon und Blick zum Rhein. Das Essen ist ganz vorzüglich und das Arrangement absolut weiterzuempfehlen. Mensch, was willst du mehr?

Ich hatte mir vorher schon mit Google-Maps den Ort angeschaut und vorsichtshalber, neben dem obligatorischen Mücken-Spray, diesmal auch Ohrstöpsel mit eingepackt. Denn soviel war mir schnell klargeworden: durch die Nähe der B9 und der Gleise könnte es gelegentlich etwas lauter werden. Tagsüber vermutlich kein Problem, aber nachts könnte das schon sehr störend sein.

Auch tagsüber schon ein Problem! Die Gleise sind keine 10 Meter vom Balkon entfernt. Und der Lärm der Güterzüge ist urplötzlich da, fast ohne Ankündigung, denn vorher schirmen die dicken Stadtmauern die meisten Dezibel ab. Es ist so, als ob sich neben dir ein Presslufthammer spontan einschalten würde – ein ohrenbetörender Lärm, der je nach Länge des Zugs eine halbe bis eine Minute andauert und dann fast augenblicklich wieder verschwindet. An manchen Tagen kommen weniger Güterzüge vorbei, manchmal aber auch jede Viertelstunde. Die Personenzüge, auch der ICE, sind dagegen harmlos, und wenn ein Güterzug nur mit 50 km/h anschliche, ginge das auch noch. Sie kommen aber meistens mit mindestens 100 daher.

Das Hotel kennt natürlich die Problematik. Ohrenstöpsel liegen aus, und selbstverständlich sind es schallisolierte Fenster. Um nachts Frischluft bei geschlossenen Fenstern zu erhalten, ist sogar ein Ventilator in die Wand eingebaut.

Aber der reichte uns nicht. Und also haben wir doch die Balkontüre offen gelassen und uns die Ohrstöpsel reingesteckt (die aus Wachs sind noch immer die besten, bewährt seit Homers Zeiten). Naja, wenigstens sind keine Mücken reingeflogen.

An vielen Häusern entlang des Rheins sieht man Plakate angebracht mit der Parole „Kein Güterverkehr zwischen 22 und 6h!“ und ähnliches. Im Blücher-Museum von Kaub spreche ich eine ältere Dame an der Kasse an. Es sei ein Riesenproblem, die Leute zögen deswegen auch fort. Früher wären es viel weniger Güterzüge gewesen, aber je besser das europäische Schienennetz ausgebaut werde, umso schlimmer träfe es die Rhein-Anwohner. Wer es sich irgendwie leisten könne, ziehe in die Höhen oder in die Seitentäler.

Die gutgemeinte Parole „mehr auf die Gleise“ ist hier nicht anwendbar, absurd. Da wohl kaum der Güterverkehr weniger werden wird oder eine Initiative „mehr Güter auf die Straße“ auch absurd klingt, fällt mir dazu nur ein, dass es ein EU-Gesetz geben müsste, wonach Güterzüge eine bestimmte Menge Dezibel nicht überschreiten dürften, und entsprechend müssten dann die Gleise und Wagons konstruiert werden. Kostet viel Geld, haben wir nicht.

Ich gehe die Stadtmauer von Bacharach entlang. Vor jedem Haus auf der Stadtmauer sind kleine Parzellen abgegrenzt, die als Vorgärten, wie bei Reihenhaussiedlungen, gedacht sind. Gäbs keine Güterzüge, dann wären das vermutlich 1A-Immobilien, luxussaniert („Rheinblick“), sehr teuer usw. Aber die meisten Häuser schauen verwahrlost aus und die Parzellen sind leer und unbenutzt. In einer, sehe ich, liegt verstreutes Kinderspielzeug herum, als wäre der Ort schnellstmöglich wieder verlassen worden.

Die Loreley

Beim Abendessen red ich mit der Bedienung: wir seien heute mitm Schiff bei der Loreley gewesen, „aber ehrlich gesagt, wenns mir nicht vorher jemand gesagt hätte, dass das die Loreley sei, hätt ichs gar nicht bemerkt, und auch so war ich nicht sonderlich beeindruckt.“ In ihrer Schulzeit, bestätigt mir die Bedienung, hätten sie auch Ausflüge zur Loreley gemacht, aber sie hätte auch nie verstanden, was daran so toll sei.

Ich hatte mir einen Felsen mitten im Rhein vorgestellt und keinen Hügel, der ein wenig mehr als die übrigen vom Ufer in den Rhein hineinragt. Früher solls ja noch viele böse Felsbrocken im Rhein gegeben haben, aber die wurden, auch vor Bacharach und bei Bingen, seit dem 19. Jahrhun-

dert weggesprengt, damit die Rhein-Schifffahrt weniger gefährlich werde, und infolge der vielfältigen Begradigungen und Sprengungen könne man sogar das sagenhafte Echo längst nicht mehr hören.

Der Mythos gedeiht auch ohne materiellen Grund: alles mögliche ist in St. Goar oder Oberwesel nach der Loreley benannt, nicht nur der Tourismus lebt davon, auch Altersheime heißen nach ihr.

Richtig angefangen mit der „Lore Lay“ hat anfang des 19. Jahrhunderts Clemens Brentano. Das Gedicht beginnt so: „Zu Bacharach am Rheine / Wohnt eine Zauberin, / Sie war so schön und feine / Und riss viel Herzen hin.“

Der Loreley-Felsen befindet sich allerdings nicht bei Bacharach, sondern 15 km flussabwärts. Warum Brentano dieses „Bacharach“ gewählt hat, weiß ich nicht, vermutlich des Reimes wegen, denn „Zu St. Goar am Rheine“ oder „Zu Oberwesel am Rheine“ klingt nicht so schön, wogegen „Bacharach“ sich selbst schon reimt.

Träger des Mythos ist aber das „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ von Heinrich Heine geworden, zusammen mit der Vertonung Friedrich Silchers von 1837; und als wir mit dem Ausflugsschiff an der Loreley vorbeifuhren, wurde uns eine herzergreifende Einspielung über die Lautspre-

cher vorgespielt. Der Hügel alleine ist weder schön noch sentimental oder erhaben. (Urgewaltig, nebenbei gesagt, ist der Rheinfall bei Schaffhausen, und für Touristen so gut erschlossen, dass man ihm sogar viel näher als dem Mittelrhein kommen kann, zum Anfassen nahe, so auch schon Victor Hugo in seinem Rhein-Buch von 1840.)

Heine schreibt „Lore-Ley", es gibt also mehrere Schreibweisen. Ich habe auch nach neueren Vertonungen, verjazzte, verrockte oder vermittelalterlichte, gesucht, aber keine zu Heine gefunden, durchaus aber einige zu Brentano. Die Balladenform des „Zu Bacharach am Rheine" eignet sich vermutlich leichter für moderne Rock- oder sonstwie Adaptionen.

Auch eine neue Loreley haben wir von unserm Balkon aus in den Abendstunden beobachtet. Als ob sie vom Tourismusamt von Bacharach bestellt worden wäre, setzte sie sich auf die Stadtmauer und kämmte ihr hellblondes, langes Haar. Nein, sie kämmte es nicht, sie ordnete es in allen möglichen Variationen an, mal alles Haar komplett nach links oder rechts geworfen, oder auch teils nach vorne und hinten, Strähnchen da und dort usw. usf. Das ganze zelebrierte sie wie vor einem Spiegel, aber vor einem Smartphone.

Die Burgen

Weil es am Mittelrhein nur so von alten Burgen wimmelt, habe ich mich doch entschlossen, den Reiseführer „Burgen und Schlösser am Rhein zwischen Mainz und Köln – Spannende Geschichte und sagenhafte Bilder“ (Rahmel-Verlag, Pulheim) zu kaufen und lese auf Seite 10 etwas verwundert:

„Während im Mittelalter die Burgen verputzt und farbig waren, blieb beim Neuaufbau der Naturstein sichtbar; die Ruinenarchitektur wurde als etwas Fertiges betrachtet.“

Und dann gleich noch auf Seite 13:
„Inmitten von Weinbergen ragen die Ruinen der Burg Fürstenberg in den Himmel. Sie wurde 1219 durch den Erzbischof von Köln zum Schutz seines Besitzes um Bacharach errichtet. ... Weiterhin sehen wir Teile der Ringmauer sowie umfangreiche Reste eines mittelalterlichen Verputzes – ein Hinweis auf die ursprüngliche Farbigkeit solcher Bauten.“

Ich weiß zwar, dass entgegen eines geläufigen Vorurteils, die antiken Statuen und Tempel farbig bemalt waren[1], aber dass es auch die mittelalterlichen Burgen gewesen sein sol-

---

[1] Bunte Götter. Die Farbigkeit antiker Skulptur, Ausstellungskatalog, Glyptothek München 2003/04.

len, war mir neu. Ich hätte es zwar erahnen können, denn auch mittelalterliche Figuren waren bemalt gewesen, wie ich letztes Jahr in Naumburg („Uta") erfahren hatte[2]. Dennoch war ich über die Aussage „farbig bemalte mittelalterliche Burgen" wieder einmal verblüfft.

Diese angeblich erhaben marmor-weißen Tempel der Antike und die stein-dunklen Mauern der mittelalterlichen Burgen passen witzigerweise genau zum generellen Bild, das wir noch immer von diesen beiden Zeitaltern haben, also „finsteres, dunkles Mittelalter" und dergleichen.

Wir fahren zum „historischen Wirtshaus an der Lahn", kurz vor Koblenz, wo die Lahn in den Rhein mündet. Am 18. Juli 1774 speiste Goethe in diesem Gasthaus, gegenüber der höhergelegenen Burg Lahneck, und da ich erst kürzlich „Dichtung und Wahrheit" gelesen hatte, wo Goethe ausführlich diese Fluss-Tour beschreibt, musste ich unbedingt auch, wenn ich schon mal in der Gegend bin, im Wirtshaus an der Lahn speisen.

Erst vor einigen Jahren wurden Hotel und Restaurant renoviert, man isst sehr gut und auch etwas teuer. Alles, innen wie draußen, ist geschmackvoll und edel hergerichtet, hier finden gewöhnlich ganz besondere Feierlichkeiten,

---

[2] Daniela Karl: Die Polychromie der Naumburger Stifterfiguren, Regensburg 2015 (Pustet).

nämlich Hochzeiten, statt: der Zollturm nebenan ist eine offizielle Außenstelle des Standesamtes von Lahnstein.

Ich versuche mir vorzustellen, wie damals alles ausgesehen haben könnte.

Die Burgen zur Zeit Goethes waren längst verfallen, meistens Ruinen. Keine Spur mehr von der einstigen mittelalterlichen Herrlichkeit, wo vormals diese Burgen noch der Machtsicherung dienten und weithin leuchtende Herrschaftszeichen waren. Nur spärliche Bebauung und kaum Flussregulierungen, ein ausuferndes Mündungsgebiet der Lahn in den Rhein. Auch Goethe hatte wahrscheinlich keine Ahnung mehr von der einstigen Prächtigkeit dieser Burgen. Oder doch etwas? Er kannte ja aus seiner Kindheit noch die restmittelalterliche Pracht Frankfurts und die Krönungen der Kaiser und Könige, wie er das im ersten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ schildert. Man lese dazu auch sein Gedicht „Geistesgruß“, das er beim Anblick der Burg Lahneck geschrieben hatte.[3]

---

[3] „Die Stunde, in der diese Verse entstanden, war ein historisches Ereignis in der Geschichte der rheinischen Dichtung, es war die Erweckung des Rheins in unserer Literatur. Hier an der Mündung der Lahn nahm das seinen Anfang, was später als Rheinromantik viele in ihren Bann zog.“ (Karl-Ernst Linz: Der Rhein, seine Reisenden, Patrioten und Dichter, Teil 1, Heimat-

Ab dem 19. Jahrhundert wurde der Rhein dann industriell und touristisch erschlossen: am gegenüberliegenden Ufer vom Wirtshaus an der Lahn sieht man ein Einkaufszentrum, über Rhein und Lahn führen Brücken, so dass sogar der Anblick zur Burg Lahneck dadurch behindert wird. Die meisten Burg-Ruinen wurden wieder neu aufgebaut und sind jetzt Hotel, Jugendherberge (bei Bacharach), Museum, Privatbesitz. Einige wurden sogar völlig neu kreiert, Neuschwanstein ist kein Einzelfall.

Bei der Lahnmündung, nur ein paar Kilometer am Rhein flussaufwärts gelegen, befindet sich die „Marksburg über Braubach“. Mein „Burgen und Schlösser am Rhein“ vermerkt dazu auf S. 28:

„Eine der schönsten deutschen Burgen, die einzige unzerstörte Höhenburg am Mittelrhein, entstand wohl um 1100 und war 1231 als pfälzisches Lehen Besitz der Herren von Eppstein.“

Wer sich ein Bild von der einstigen Herrlichkeit solcher Burgen machen möchte, sollte sich diese da anschauen, egal von welcher Uferseite aus, denn sie ist aktuell leuch-

---

blätter zur Geschichte der Stadt Bacharach und der Viertäler Nr. 49, April 2017, S. 6)

tend weiß bemalt mit rötlichen Verzierungen und einer Fahne ganz oben.

Selbst Erlebtes

oder auch: was nicht in den Fremdenführern steht. Ist ja banal, muss aber doch betont werden, nämlich dass man viele Dinge selbst erlebt haben muss. Das Problem: wer sich nach den Orten am Mittelrhein in Büchern oder im Internet erkundigt, wird sehr viel Schönes und auch Kritisches dazu lesen können, aber was man individuell als absolute Highlights empfindet oder als ein KO-Kriterium, ist kaum mitteilbar.

Ursprünglich wollte ich in Bingen nach einer Unterkunft suchen, nicht in Bacharach. Ich wollte mehr über die Hildegard von Bingen wissen, hatte nämlich vorher mehr über sie gelesen, dass sie eben nicht nur eine verschrobene Kräutertante gewesen ist. Vorab wunderte ich mich bloß, dass ich keine brauchbaren Hotels in Bingen finden konnte, wich dann nach Bacharach aus (Heines „Rabbi von Bacharach“ hatte ich eh schon mal gelesen), und das war, im Nachhinein betrachtet, sehr glücklich gewählt.

Bingen ist keine Stadt zum Urlaubmachen, eher zum Shoppen. Klar, das Museum und daneben „Hildes Kräu-

tergarten“, der Rochusberg mit dem herrlichen Ausblick, schon von der Bettina von Arnim sehr geschätzt, in die südlichen Rheingegenden, wo er noch ganz breit daherfließt, weil die Landschaft noch ganz flach ist. Eine nette Innenstadt, Partnerstadt von Verona, uralter Verträge wegen, deshalb eine schöne Julia-Statue. Oha, dieser Stefan George ist ein Sohn der Stadt, problematisch, habe danach die rororo-Biografie von Franz Schonauer gelesen. Muss man gelesen haben. Aber insgesamt nicht mehr als einen Tagesausflug wert, und insgesamt auch sehr wenige Hotels.

Vom Rochusberg aus sieht man auch auf das gegenüberliegende berühmte Rüdesheim und aufs großdeutsche Niederwalddenkmal. Eigentlich hatten wir geplant, mit der Sesselbahn dort hinauf zu fahren. Aber ähnlich St. Goar ist Rüdesheim mittlerweile zu überlaufen und es haben sich billige Souvenir- und Cafe-Shops ausgebreitet. Zudem hat Rüdesheim ein Bundesstraßen- und Güterzug-Problem. Rüdesheim war, böse gesagt, für uns nicht einmal einen Tagesausflug wert.

Zufällig haben wir in Boppard Station gemacht. Ein wahrhafter Kurort, mit Kurkonzerten im Kurpark. Die Rheinpromenade und die Cafes und Restaurants schmiegen sich direkt an den Rhein an, der Straßen- und Zugverkehr stört nicht, ist verhältnismäßig weit weg. Manche würden viel-

leicht sagen, auch Boppard sei überlaufen, aber die Locations machen einen viel seriöseren Eindruck, eben einen kurortartigen. Ist vielleicht auch alles eine Frage des Alters. Für uns jedenfalls wäre das ein idealer Urlaubsort, falls wir noch einmal zum Mittelrheintal wollten.

Wenn wir schon in der Nähe wären, sagte uns eine Bekannte, sollten wir uns unbedingt Eltville und Kloster Eberbach ansehen. Von selbst wären wir nie darauf gekommen, hatten vorher von beiden nie gehört. Eltville liegt schon Richtung Mainz und Wiesbaden, außerhalb des „Canyons“, wo der Rhein sich noch weit ausbreiten kann, bevors dann bei Bingen und Rüdesheim eng wird. Eltville ist eine Rosen-, Sekt- und Gutenberg-Stadt. Der Schlosspark voller Rosen … Das Zisterzienser-Kloster Eberbach gilt als ein ganz wichtiges Kulturerbe, auch für „Der Name der Rose“ wurde dort gefilmt, und noch immer ist es eines der größten Weingüter am Mittelrhein überhaupt. Wenn ichs richtig verstanden habe, waren es die aus Burgund kommenden Zisterzienser, die den Weinanbau am Rhein erst richtig in Schwung brachten.

Zum Wein: es wird fast ausschließlich Riesling angebaut und ein wenig Spätburgunder. Die teueren Spätburgunder sind meist auch die etwas besseren. Von einem Berg oben, z.B. beim Günderrode-Haus, auf den ruhig fließenden Rhein blicken bei einem Glas Spätburgunder und dabei

den gemächlich vorbeiziehenden Schiffen und den fernen, leisen Güterzügen nachschauen.

Einige Zitate zum Kohlendioxid in der Erdatmosphäre

Svante Arrhenius: Das Werden der Welten, aus dem Schwedischen von L. Bamberger, Leipzig 1913, S. 62 f.:[4]

Daß die Lufthülle eine gegen Wärmeverlust schützende Wirkung ausübt, wurde schon um 1800 herum von dem großen französischen Physiker Fourier angenommen. Seine Ideen wurden nachher von Pouillet und Tyndall weiter entwickelt. Ihre Theorie wird die Treibhaustheorie genannt, weil sie annehmen, daß die Atmosphäre auf dieselbe Art wie das Glas eines Treibhauses wirkt. Glas besitzt nämlich die Eigenschaft, sogenannte helle Wärme durchzulassen, d.h. Wärmestrahlen, die unser Auge auffassen kann; dagegen nicht dunkle Wärme, zum Beispiel solche, wie sie von einem warmen Kachelofen oder einer erwärmten Erdmasse ausstrahlt. Die Wärme der Sonne ist zum größten Teil hell, sie dringt also durchs Glas des Treibhauses und erwärmt die Erde darunter. Die Strahlung von dieser ist dagegen dunkel und kann daher nicht durch Glas

[4] Siehe auch Svante Arrhenius: On the Influence of Carbonic Acid in the Air upon the Temperature of the Ground, Philosophical Magazine and Journal of Science Series 5, Volume 41, April 1896, pages 237-276.

dringen, das also gegen Wärmeverlust schützt, ungefähr wie ein Überrock den Körper gegen allzustarke Ausstrahlung schützt. Langley machte einen Versuch mit einer Kiste, die durch Baumwollpackung gegen starken Wärmeverlust geschützt und auf der der Sonne zugewendeten Seite mit doppeltem Glas gedeckt war. Er fand, daß die Temperatur bis zu 113° stieg, während sie im Schatten nur zwischen 14 und 15° betrug. Der Versuch wurde auf dem 4200m hohen Pikes Peak in Kolorado ausgeführt, am 9. September 1881 um 1Uhr40 nachmittags, also bei besonders starker Sonnenstrahlung.

Nun nahmen Fourier und Pouillet an, daß der Luftkreis um die Erde Eigenschaften hat, die an die des Glases in bezug auf Durchlässigkeit für Wärme erinnern. Das wurde nachher von T yndall als richtig erwiesen. Die Bestandteile der Luft, die diese Rolle spielen, sind der in verhältnismäßig geringer Menge vorkommende Wasserdampf und die Kohlensäure, sowie Ozon und Kohlenwasserstoffe. Diese Letztgenannten finden sich in so geringer Menge, daß man sie noch nicht in die Berechnung mit einbezogen hat. In letzter Zeit hat man recht sorgfältige Beobachtungen über Wärmedurchlässigkeit der Kohlensäure und des Wasserdampfes gemacht. Mit ihrer Hilfe habe ich berechnet, daß, wenn alle Kohlensäure – sie beträgt nur 0,03 Volumprozent – aus der Luft verschwände, die Temperatur der Erdoberfläche um etwa 21° sinken würde. Durch diese Temperaturerniedrigung würde sich die Menge des Wasserdampfes

in der Luft vermindern, worauf ein weiteres, fast ebenso großes Sinken der Temperatur folgen würde. Aus diesem Beispiel sieht man schon, daß verhältnismäßig unbedeutende Änderungen in der Zusammensetzung der Luft sehr großen Einfluß haben können. Ein Sinken der Kohlensäuremenge der Luft auf die Hälfte ihres jetzigen Betrages würde die Temperatur um ungefähr 4° herabsetzen; ein Sinken auf ein Viertel um etwa 8°. Andererseits würde eine Verdoppelung des Kohlensäuregehaltes der Luft die Temperatur der Erdoberfläche um 4, eine Vervierfachung sie um 8° erhöhen. Dabei würde ein Sinken des Kohlensäuregehaltes die Temperaturunterschiede zwischen den verschiedenen Teilen der Erde verschärfen, eine Erhöhung sie wieder ausgleichen.

Roger Revelle und Hans E. Suess, 1956/57

Stephen H. Schneider, Veränderungen des Klimas, Spektrum der Wissenschaft 11/1989, S. 70:

Schon 1957 prägten Roger Revelle und Hans E. Suess von der Scripps-Institution für Ozeanographie in La Jolla (Kalifornien) das Wort von dem „großen geophysikalischen Experiment“, das die Menschheit anstelle – nicht mittels einer Simulation oder in überschaubarem Rahmen, sondern mit der ganzen Erde. In wenigen Jahrzehnten wird das Ergebnis dieses Experiments vorliegen, das sogar schon mit der

industriellen Revolution begann: Seit dieser Zeit haben menschliche Aktivitäten den Kohlendioxidgehalt der Atmosphäre um etwa 25 Prozent erhöht, und zwar durch Verfeuern von Kohle, Öl und anderen fossilen Brennstoffen und durch Waldrodungen, die ebenfalls Kohlendioxid freisetzen, wenn die Bäume und anderen Pflanzen verbrannt werden oder verrotten.

TIME, May 28, 1956:

One Big Greenhouse

Since the start of the industrial revolution, mankind has been burning fossil fuel (coal, oil, etc.) and adding its carbon to the atmosphere as carbon dioxide. In 50 years or so this process, says Director Roger Revelle of the Scripps Institution for Oceanography, may have a violent effect on the earth's climate.

…

Chain of Effects

In the future if the blanket of CO_2 produces a temperature rise of only one or two degrees, a chain of secondary effects may come into play. As the air gets warmer, sea water will get warmer too, and CO_2 dissolved in it will return to the atmosphere. More water will evaporate from the warm ocean and this will increase the greenhouse effect of the

CO_2. Each effect will reinforce the other, possibly raising the temperature enough to melt the icecaps of Antarctica and Greenland, which would flood the earth's coastal lands.

Dennis Meadows, Donella Meadows, Erich Zahn, Peter Milling: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972

Seit 1958 wird auf dem Mauna Loa, Hawaii, ein ständig steigender Gehalt der Atmosphäre an Kohlendioxid registriert. Gegenwärtig steigt er jährlich um etwa 1,5 ppm. Berechnungen, die den CO_2-Austausch zwischen Atmosphäre, Biosphäre und den Ozeanen berücksichtigen, lassen im Jahr 2000 einen Gehalt von 380 ppm erwarten, dreißig Prozent mehr als 1860. Das zusätzliche Kohlendioxid stammt in erster Linie aus den Verbrennungsprozessen mit natürlichen Brennstoffen. *(S. 60)*

Es ist unbekannt, wieviel Kohlendioxid oder Abwärme man freisetzen kann, ohne daß sich das Klima der Erde unwiderruflich verändert, oder wieviel Radioaktivität, Blei und Quecksilberverbindungen und Schädlingsbekämpfungsmittel Pflanzen, Fische und Menschen aufnehmen dürfen, ohne daß die Lebensprozesse schwer gestört werden. … Schon diese Unkenntnis sollte Veranlassung sein,

sehr vorsichtig bei der Freisetzung von Schadstoffen vorzugehen. Die Gefahr, unbekannte Grenzgrößen zu erreichen, ist besonders deshalb so groß, weil es eine typische Erscheinung in ökologischen Systemen ist, daß zwischen der Freisetzung eines Schadstoffes in die Umwelt und den ersten negativen Auswirkungen längere Zeit verstreicht. *(S. 69)*

Global 2000: Der Bericht an den Präsidenten, Washington, U.S. Government Printing Office, 1980 (deutsche Übersetzung bei Zweitausendeins), S. 28:

Die Konzentration von Kohlendioxyd und ozonabbauenden Chemikalien in der Atmosphäre wird voraussichtlich in einem solchen Maße zunehmen, daß sich das Klima auf der Erde und die obere Atmosphäre bis zum Jahre 2050 entscheidend verändert. Saurer Regen infolge gesteigerter Verwendung fossiler Brennstoffe (vor allem Kohle) bedroht Seen, Böden und Ernten. Radioaktive und andere gefährliche Stoffe werfen in einer zunehmenden Zahl von Ländern Gesundheits- und Sicherheitsprobleme auf.
Die Ausrottung von Pflanzen- und Tierarten wird dramatisch zunehmen. Hunderttausende von Arten – vielleicht 20% aller Arten auf der Erde – werden unwiederbringlich verloren gehen, wenn ihre Lebensräume, vor allem in den tropischen Wäldern, zerstört werden. Die oben kurz um-

rissenen Prognosen der US-Regierung stellen möglicherweise sogar eine Untertreibung der anstehenden Probleme dar. Die zur Durchführung der Studie verfügbaren Methoden hatten bestimmte Lücken und Inkonsistenzen zur Folge, die eine eher optimistische Sicht der Dinge förderten.

Siegfried Lenz: Am Rande des Friedens, Rede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1988, Frankfurt/M. 1988, S. 49:

Die Weltklima-Konferenz in Toronto kam zu dem Fazit, daß die Gefahren, die uns aus der Atmosphäre drohen, durchaus mit einem Atomkrieg vergleichbar sind. Was sich – von Industrie und Landwirtschaft verschuldet – in der Atmosphäre anreichert und zu einer Klimahülle verdichtet, ist geeignet, katastrophale Folgen für das Leben auf der Erde auszulösen: Durch Erwärmung des Erdklimas werden Wüsten wachsen, die Polkappen schmelzen und die Meere so ansteigen, daß ganze Länder überflutet werden. Falls Industrie und Landwirtschaft sich so entwickeln wie bisher, kann es bereits in fünfzig Jahren zu dieser dramatischen Erwärmung des Erdklimas kommen. In der Sprache der Wissenschaft spricht man von einer „erstrangigen nicht-militärischen Bedrohung der internationalen Sicherheit“. Die ersten Anzeichen für die Katastrophe glaubt man

bereits entdeckt zu haben: in außergewöhnlichen Dürreperioden und tödlichen wandernden Algengürteln. Das Ende des Lebens, so glaube ich, ist vorstellbar geworden.

James Lovelock: Gaia: Die Erde ist ein Lebewesen. Anatomie und Physiologie des Organismus Erde, München 1991 (Heyne), S. 14:

Aber der gesunde Menschenverstand und die Erfahrung sagen uns, daß eine weitere Anreicherung der überlasteten Luft mit diesen Gasen vermutlich katastrophale Folgen haben wird. Wenn wir wie bisher weitermachen, wird sich die Kohlendioxidkonzentration vom normalen zwischeneiszeitlichen Niveau von 280 Teilen pro Million (ppm) bis zum Jahr 2000 auf 400 ppm erhöhen. Bei anderen Treibhausgasen wird es ähnlich aussehen, zum Beispiel Methan von 700 auf 2000 Teile pro Milliarde (ppb). Diese vom Menschen erzeugten Erhöhungen sind größer als die natürlichen Anstiege zwischen der letzten Eiszeit und der darauffolgenden Warmzeit. Wie weit Temperatur und mittlere Meereshöhe bis zum Jahr 2000 steigen werden, kann man nur vermuten, aber die Wissenschaftler sind sich einigermaßen sicher, daß die Methan- und Kohlendioxidkonzentration bis zu den genannten Werten steigen wird. Was auch immer wir in den Jahren bis zu diesem Datum noch unternehmen mögen, ändert nichts mehr an dieser Kon-

zentrationszunahme. Es stehen uns nun die Folgen dessen ins Haus, was wir der Erde schon angetan haben.
Ich denke, wir sollten dem Beispiel unserer Vorfahren folgen und das tun, was sie angesichts unhaltbarer Zustände taten: unseren Verstand benutzen und den empirischen Ansatz wählen. Man muß nicht unbedingt wissenschaftlich alles richtig durchschaut haben, um zu guten Resultaten zu kommen. Nehmen wir etwa die Römer. Sie wußten, daß das Leben in Feuchtgebieten ungesund ist. Sie dachten, Krankheit werde durch schlechte Ausdünstungen verursacht, und legten die Sümpfe trocken. Und tatsächlich, die Krankheit, Malaria, wich. Hätten sie statt dessen Geld in die insektenkundliche und mikrobiologische Forschung gesteckt, so hätten sie vielleicht irgendwann den Malariaparasiten entdeckt und auch erkannt, daß er von Mücken übertragen wird. Aber bis dahin wären noch viele Menschen gestorben oder hätten ein reduziertes Leben führen müssen – und die Schlußfolgerung aus der wissenschaftlichen Erkenntnis wäre keine andere gewesen als die mit dem Laienverstand gezogene: die Sümpfe trockenlegen. Solche Beispiele finden sich immer wieder in der Geschichte der Menschheit. Die Steigerung der Lebenserwartung im neunzehnten Jahrhundert ist keineswegs nur oder überwiegend auf Fortschritte in Biologie und Biochemie zurückzuführen, sondern auf vernünftig angewandte Erfahrungsmedizin und technische Neuerungen. In Europa nahm der millionenfache Tod durch Cholera und Typhus

erst ein Ende, als sauberes Trinkwasser zur Verfügung stand. Aber die Wasserversorgung wurde nicht etwa aufgrund exakter wissenschaftlicher Erkenntnisse reformiert, sondern lange vor der Identifikation der Krankheitserreger und vor der Entdeckung der Antibiotika.

Diesen pragmatischen Ansatz brauchen wir jetzt auch, wenn wir den Leiden des ganzen Planeten noch rechtzeitig begegnen wollen. Wir brauchen eine Erdheilkunde. Ihr Ansatz wird ein empirischer, manchmal vielleicht sogar unwissenschaftlicher sein, aber wir haben keinen anderen. Ich fordere keine alternative Wissenschaft nach dem Vorbild etwa der alternativen Medizin. Ich glaube an die Wissenschaft. Ich glaube aber auch, daß die Hauptströmung der Naturwissenschaft sich zu weit von ihrem natürlichen Lauf entfernt hat, und ich würde gern aus der „Big Science" und ihrem geblähten Macho-Gehabe ein bißchen Luft herauslassen. Wie sonst soll man sie dazu bringen, sich anzuhören, was ich über die Medizin der ganzen Erde zu sagen habe?

Wissenschaftliche Dienste Deutscher Bundestag: Aktueller Begriff: Das „deutlich unter Zwei-Grad"-Ziel. Die Begrenzung der Erderwärmung auf 2 oder sogar 1,5 Grad Celsius, Nr. 27/17 (10. November 2017), S. 1 [Lies auch: Anthropogener Treibhauseffekt und Klimaänderungen. Darstellung

des gegenwärtigen wissenschaftlichen Erkenntnisstandes (Ausarbeitung WD 8 - 3000 - 028/17)]

Jede Vereinbarung eines Temperaturziels, um den Anstieg der Erderwärmung zu begrenzen, ist eine politische Entscheidung, die auf Abwägungsprozessen beruht. Hierbei ermöglichen wissenschaftliche Analysen zu potenziellen Auswirkungen sowie zu Anpassungsfähigkeiten eine Beurteilung der Risiken der Klimaänderungen. Die Zwei-Grad-Grenze bildet dabei zum einen eine Orientierung an den bisherigen klimatischen Verhältnissen der letzten 800.000 Jahre, die als geologische Epoche unsere heutige Umwelt prägten. Zum anderen ist sie ein ungefährer Wert, bei dem angenommen wird, dass, Art. 2 der Klimarahmenkonvention folgend, eine „gefährliche anthropogene Störung im Klimasystem [noch] verhindert“ werden kann, um schließlich globale Schäden für Ökosysteme, Nahrungsmittelproduktion und wirtschaftliche Entwicklung zu reduzieren. Dabei deutet für Klimawissenschaftler bisher alles darauf hin, dass jenseits von 2°C zusätzlicher globaler Erwärmung das Risiko stark ansteigt, dass große Teilsysteme des Klimasystems in neue, teilweise nicht mehr umkehrbare Zustände kippen könnten. Einige dieser Kipp-Elemente (wie das Auftauen des Permafrosts, ein Kollaps des Amazonas-Regenwaldes oder das Abschmelzen von Eisschilden) würden den Klimawandel zudem selbst noch stark beschleunigen. Da die Kipp-Punkte nicht exakt bestimmt

werden können, bedeutet jede geringere Erwärmung immer auch eine geringere Gefahr des möglichen Überschreitens solcher kritischen Punkte.

Greta Thunberg: Ich will, dass ihr in Panik geratet! Meine Reden zum Klimaschutz, Frankfurt am Main 2019 (Fischer-Taschenbuch):

Wir stehen vor unsagbarem Leid für eine ungeheure Menge von Menschen. Und jetzt ist nicht der Zeitpunkt, höflich zu sprechen oder darauf zu achten, was wir sagen dürfen und was nicht. Jetzt ist es an der Zeit, klar und deutlich zu sprechen.
Die Lösung der Klimakrise ist die größte und komplexeste Herausforderung, vor die der Homo sapiens je gestellt war. Die Hauptlösung ist jedoch so simpel, dass selbst ein kleines Kind sie versteht. Wir müssen unsere Treibhausgasemissionen stoppen.
Und entweder tun wir das oder nicht.
(S. 44 f., Rede beim Weltwirtschaftsforum in Davos am 25. Januar 2019)

Manche sagen, wir sollten stattdessen lieber in die Schule gehen. Manche sagen, wir sollten studieren, Klimaforscher werden und dann „die Klimakrise lösen“. Aber die Klimakrise ist bereits gelöst. Wir kennen schon sämtliche Fakten

und Lösungen. Alles, was wir tun müssen, ist aufwachen und etwas verändern.
Und warum sollten wir für eine Zukunft lernen, die es schon bald nicht mehr geben wird, wenn niemand irgendetwas unternimmt, um diese Zukunft zu retten? Welchen Sinn hat es, in der Schule Fakten zu lernen, wenn die wichtigsten Fakten, belegt durch die modernste Forschung ebendieses Bildungssystems, unseren Politikern und unserer Gesellschaft offensichtlich nichts bedeuten?
(S. 20, Rede in Helsinki am 20. Oktober 2018)

Sandra Gschnaller, Jana Lippelt, Marie-Theres von Schickfus und Moritz Bohland: Kurz zum Klima: Die Arktis als Getriebene und Treiberin des Klimawandels, ifo Schnelldienst 10/2016 – 69. Jahrgang – 25. Mai 2016, S. 67f.:

Durch den Klimawandel und die mit ihm verbundenen Schmelze des Eises wachsen, wie beschrieben, die Möglichkeiten hinsichtlich des Ressourcenabbaus in der Arktis.
Bereits in den vergangenen Jahrzehnten kamen rund 25% der weltweiten Produktion von Gas und 10% der weltweiten Produktion von Öl aus den arktischen Gebieten (vgl. Łuszczuk et al. 2015). Der Abbau der energetischen Res-

sourcen beschränkte sich dabei überwiegend auf das Festland und auf küstennahe Gebiete. Das weitere nördliche Vordringen der Ressourcenausbeutung auf dem Meeresgrund des arktischen Ozeans stellt dabei nicht nur ein hohes Risiko für das Ökosystem dar. Die Verbrennung von fossilen Rohstoffen ist mit einem Ausstoß von Kohlenstoffdioxid verbunden, der wiederum den Klimawandel verstärkt und das arktische Eis zusätzlich unter Druck setzt. So besteht neben den oben beschriebenen physischen Rückkopplungseffekten auch ein anthropogen verursachter Rückkopplungseffekt. Hinsichtlich des Übereinkommens von Paris aus dem Jahr 2015 mit der Absicht, die Klimaerwärmung auf 2°C zu beschränken, erscheint die Diskussion um den Abbau fossiler Ressourcen in der Arktis paradox …

Einstein und Jesus

Einstein soll einmal gesagt oder geschrieben haben:
„Ich bin zwar Jude, aber das strahlende Bild Jesu des Nazareners hat auf mich einen überwältigenden Eindruck gemacht. Es hat sich keiner so ausgedrückt wie er. Es gibt wirklich nur eine Stelle in der Welt, wo wir kein Dunkel sehen. Das ist die Person Jesu Christi. In ihm hat sich Gott am deutlichsten vor uns hingestellt. Ich verehre ihn[.]“ (Horst Gädke und Erika Wolffram: Himmelsbrot für jeden Tag, Books on Demand, Hamburg 2003, S. 35) Die Autoren fügen als Beleg für das Zitat hinzu: „mit diesem Text endet das: ‚Politische Glaubensbekenntnis‘, das Albert Einstein auf Bitten der ‚Deutschen Liga für Menschenrechte‘ 1932 auf Schallplatte gesprochen hatte“.

Dieses angebliche Einstein-Zitat lässt sich, mit leichten Variationen, auch sonst ergoogeln, die Treffer verweisen auf christliche Seiten: der überragende Wissenschaftler als bekennender Christ.

Das ist verwunderlich, gilt Einstein doch viel eher als ein Bekenner zur kosmischen Religiosität, als ein Verehrer Spinozas und seiner pantheistischen Weltsicht. Dass Einstein auch den Menschen Jesu und seine Spiritualität verehrt haben könnte, ist ja durchaus möglich, aber dass er ihn als die einzig reine Lichtgestalt bezeichnet haben sollte,

passt nicht so ganz zum mir bekannten Einstein. Und also habe ich mich etwas auf die Suche gemacht.

In der mir bekannten Einstein-Literatur habe ich dieses Zitat nicht gefunden, aber, wie zu vermuten, hat Einstein Jesus durchaus geschätzt, dazu zwei Beispiele:
„Judentum ist kein Glaube. Der jüdische Gott ist nur eine Verneinung des Aberglaubens, ein Phantasieersatz für dessen Beseitigung. Es ist auch ein Versuch, das Moralgesetz auf Furcht zu gründen, ein bedauernswerter unrühmlicher Versuch. Doch scheint mir, daß die starke moralische Tradition im jüdischen Volke sich weitgehend von dieser Furcht losgelöst hat. Auch ist deutlich, daß ‚Gott dienen' mit ‚dem Lebendigen dienen' gleichgesetzt wurde. Dafür haben die Besten des jüdischen Volkes, im besonderen die Propheten und Jesus, unermüdlich gekämpft."[5]

Und: „Unsere Zeit ist ausgezeichnet durch wunderbare Leistungen auf den Gebieten des wissenschaftlichen Verstehens und der technischen Anwendung der gewonnenen Einsichten; wer würde sich dessen nicht freuen? Indessen dürfen wir nicht vergessen, daß Wissen und Können allein die Menschen nicht zu einem würdigen und glücklichen Leben zu führen vermag. Die Menschheit hat allen Grund dazu, die Verkünder hoher moralischer Normen und Wer-

---

[5] Albert Einstein: Gibt es eine jüdische Weltanschauung?, in: Mein Weltbild, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1984 (Ullstein), S. 90.

te höher zu stellen als die Entdecker objektiver Wahrheit. Was die Menschheit Persönlichkeiten wie Buddha, Moses und Jesus verdankt, steht mir höher als alle Leistungen des forschenden und konstruktiven Geistes.
Die Gaben dieser Begnadeten müssen wir hüten und mit all unseren Kräften lebendig zu erhalten suchen, wenn das Menschengeschlecht nicht seine Würde, die Sicherheit seiner Existenz und die Freude am Dasein verlieren soll.“[6]

Weiter habe ich eine Textstelle gefunden, die dem hier inkriminierten Zitat immerhin etwas ähnelt. In „The Saturday Evening Post“ vom 26. Oktober 1929 erschien ein umfangreiches Interview von George Sylvester Viereck mit Einstein „What Life Means to Einstein“ (S. 17 ff.), wo Einstein auch nach dem kurz zuvor erschienenen Buch Emil Ludwigs „Der Menschensohn“[7] befragt wurde (S. 117):

„Emil Ludwig's book“, Einstein replied, „is shallow. Jesus is too colossal for the pen of phrasemongers, however artful. No man can dispose of Christianity with a *bon mot*.”
„You accept the historical existence of Jesus?”
„Unquestionably. No one can read the Gospels without feeling the actual presence of Jesus. His personality pul-

[6] Albert Einstein: Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Helen Dukas und Banesh Hoffmann, Zürich 1981 (Diogenes), S. 67.
[7] Emil Ludwig: Der Menschensohn. Geschichte eines Propheten, Berlin 1928 (Rowohlt).

sates in every word. No myth is filled with such life. How different, for instance, is the impression which we receive from an account of legendary heroes of antiquity like Theseus. Theseus and other heroes of this type lack the authentic vitality of Jesus."
„Ludwig Lewisohn, in one of his recent books, claims that many of the sayings of Jesus paraphrase the sayings of other prophets."
„No man," Einstein replied, „can deny the fact that Jesus existed, nor that his sayings are beautiful. Even if some of them have been said before, no one has expressed them so divinely as he."
„Gilbert Chesterton told me that, according to a Catholic writer in a Dublin Review, your theory of relativity merely confirms the cosmology of Thomas Aquinas."
„I have not," Einstein replied, „read all the works of Thomas Aquinas, but I am delighted if I have reached the same conclusions as the comprehensive mind of that great Catholic scholar."
„Do you look upon yourself as a German or as a Jew?"
„It is quite possible," Einstein replied, „to be both. I look upon myself as a man. Nationalism is an infantile disease. It is the measles of mankind."

Welch eine Wertschätzung für Jesus! Aber eben kein christlicher Standpunkt!

Als Quelle für das angebliche Einstein-Zitat wird sein „Politisches Glaubensbekenntnis“ von 1932 angegeben. Aber dort findet sich nichts davon, vielmehr *am Ende* ein Bekenntnis zur kosmischen Religiosität:

„Ich bin zwar im täglichen Leben ein typischer Einspänner, aber das Bewußtsein, der unsichtbaren Gemeinschaft derjenigen anzugehören, die nach Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit streben, hat das Gefühl der Vereinsamung nicht aufkommen lassen.
Das Schönste und Tiefste, was der Mensch erleben kann, ist das Gefühl des Geheimnisvollen. Es liegt der Religion sowie jedem tieferen Streben in Kunst und Wissenschaft zugrunde. Wer dies nicht erlebt hat, erscheint mir, wenn nicht wie ein Toter, so doch wie ein Blinder. Zu empfinden, daß hinter dem Erlebbaren ein für unseren Geist Unerreichbares verborgen sei, dessen Schönheit und Erhabenheit uns nur mittelbar und in schwachem Widerschein erreicht, *das* ist Religiosität. In *diesem* Sinne bin ich religiös. Es ist mir genug, diese Geheimnisse staunend zu ahnen und zu versuchen, von der erhabenen Struktur des Seienden in Demut ein knappes Abbild geistig zu erfassen.“[8]

---

[8] Friedrich Herneck: Albert Einsteins gesprochenes Glaubensbekenntnis, Naturwissenschaften, April 1966, Volume 53, Issue 8, S. 198. Die Ansprache von 1932 ist auch im Web verfügbar: http://www.einstein-website.de/z_biography/sound_credo_1932.html

So bleibt also nur der Verdacht übrig, jedenfalls solange keine besseren Belege angegeben werden, dass das angebliche Einstein-Zitat über Jesus nicht authentisch ist.

„Die Sterne lügen nicht, – sie schweigen!" – Rudolf Kippenhahn?

Ich blättere zwei Bücher Rudolf Kippenhahns durch – „Der Stern von dem wir leben" und „Hundert Milliarden Sonnen" – und frage mich, ob er noch lebt. Der Wikipedia-Eintrag (Stand Juli 2016) besagt, dass der 1926 Geborene noch lebt.

Dort lese ich auch: „Von Kippenhahn stammt der berühmte astrologiekritische Ausspruch ‚Die Sterne lügen nicht, – sie schweigen!'."

Das Zitat sticht hervor, weil es das einzige in diesem Wikipedia-Artikel ist und „Astrologie" hier gar nicht thematisiert ist, und es wird auch nicht belegt.

Mit Google finde ich „schnell mal" auch keinen Beleg, nur dass es halt öfter vorkommt, und sogar Bücher nach ihm betitelt sind.[9]

Ich will es genauer wissen:

---

[9] Bernd Harder: Die Sterne lügen nicht – sie schweigen. 67 entzauberte Esoterik-Mythen, Gießen 2004 (Brunnen-Verlag).

„Die Sterne lügen nicht!“ ist ja selbst schon ein „geflügeltes Wort“. Zwar finde ich es nicht beim „Büchmann“, aber im Duden 12, „Zitate und Aussprüche“ (1998), lese ich:

„Bei dieser zum Schlagwort der Astrologie gewordenen Meinung bleibt Wallenstein in Schillers Tragödie ‚Wallensteins Tod‘ (III, 9) auch angesichts der Tatsache, dass der ihm von den Sternen vorherbestimmte Freund Octavio Piccolomini sich gegen ihn gewandt hat: ‚Die Sterne lügen nicht, das aber ist / Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal. / Die Kunst ist redlich; doch dies falsche Herz / Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.‘“ (Weiter geht’s bei Schillers Wallenstein so: „Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrsagung; / Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket, / Da irret alle Wissenschaft.“)

Wallensteins Ausführung wurde also zum „geflügelten Wort“ der Astrologen, während das Anti-Schlagwort „(sondern) sie schweigen“ eines der Astronomen bzw. Astrologiegegner wurde. Aber stammt es denn wirklich von Rudolf Kippenhahn? Er hat viele Bücher und Aufsätze veröffentlicht, und der Aufwand, all das zu durchforsten, wäre beträchtlich. Eine Internet-Suche zeigt immerhin, dass er 1991 auf der Tagung „Pseudowissenschaft und Krisen“ der GWUP (Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften) mit dem Vortrag „Astrolo-

gie auf dem Prüfstand: Die Sterne lügen nicht, sie schweigen.“ angekündigt war.

Dies belegt zwar, dass das Zitat von Kippenhahn verwendet worden ist, aber ich habe auch gefunden, dass er nicht der erste war, der es verwendet hat, und insofern brauche ich bei ihm nicht fortzugrübeln.

Denn bald habe ich das in meinen Büchern gefunden:
„Das Urteil der Wissenschaft über die Astrologie ist klar und einmütig. Mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit kann sie sagen: ‚Alle von den Astrologen behaupteten Tatbestände sind nicht vorhanden, alle zur Erklärung gelieferten Theorien sind nachweislich falsch. Die Sterne lügen nicht, aber die Astrologen! Die Gestirne schweigen.‘
Aber um so mehr reden die Sterndeuter!“

Der Verfasser ist Ludwig Reiners. Titel des Buches: „Steht es in den Sternen? Eine wissenschaftliche Untersuchung über Wahrheit und Irrtum der Astrologie.“ Seite 194. Paul List Verlag, München 1951.

Von Reiners stammt also „das Schweigen der Sterne“ und wurde es von Späteren nur noch umformuliert. Die ursprüngliche Redewendung scheint aber von ihm zu stammen, denn ich habe nichts Früheres dazu gefunden bzw.

andere Autoren nennen genau ihn deswegen[10]; und das muss ausdrücklich betont werden, weil Reiners dafür bekannt ist, dass er selbst kaum Quellen nennt und Zitate nur selten kennzeichnet.[11] Das hat ihm auch den Vorwurf des Plagiatismus eingebracht, besonders bei seiner „Stilkunst“.[12]

Man musste übrigens Reiners‘ Buch gar nicht selbst gelesen haben, um vom „Schweigen der Sterne“ zu wissen, denn der List-Verlag bewarb dieses Buch in seinen Anzeigen genau mit obigem Zitat.[13] Für „Verbreitung“ war also nebenbei gesorgt, und nicht bloß deswegen, weil Reiners fast ein Bestseller-Autor war. Und es wurde auch von anderen Autoren paraphrasiert bzw. ihnen zugeschrieben, also zum „geflügelten Wort“:

---

[10] Hans Bender: Verborgene Wirklichkeit. Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie, München 1976 (dtv), S. 218.

[11] Zur Biographie Reiners und seiner Arbeitsweise lies insbesondere DER SPIEGEL Nr. 34 vom 22.08.1956, „Zweierlei Garn“, und sogar mit seinem Foto auf der Titelseite: http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43063795.html
(auch als ursprünglicher Artikel in PDF herunterzuladen).

[12] Heidi Reuschel: Tradition oder Plagiat? Die ‚Stilkunst‘ von Ludwig Reiners und die ‚Stilkunst‘ von Eduard Engel im Vergleich, University of Bamberg Press 2014.
(https://opus4.kobv.de/opus4-bamberg/frontdoor/index/index/docId/25559)

[13] Z.B. gefunden in James Jeans: Der Weltenraum und seine Rätsel, München 1955.

„Hundertachtzig Wissenschaftler – darunter achtzehn Nobelpreisträger – unterzeichneten 1975 eine Erklärung gegen die Astrologie, weil sie ‚zur Zunahme von Irrationalismus und Kulturfeindlichkeit' beitrage. Und der Mitbegründer der Weltraummedizin und Astronom Professor Hans Haber war überzeugt: ‚Die Sterne lügen nicht, weil sie uns nichts zu sagen haben.'"[14]

Auf Reiners war ich früher schon einmal ganz nebenbei gestoßen, weil ich näheres über seine Biographie wissen wollte, nachdem mir sein Anti-Astrologie-Buch durch die Hände gegangen war. Wikipedia hat natürlich einen Eintrag dazu, aber es stand seltsames zu ihm drinnen.

Noch immer steht in der Wikipedia (Stand 11/2016): „In seiner Abhandlung *Steht es in den Sternen? – Eine wissenschaftliche Untersuchung über Wahrheit und Irrtum der Astrologie* von 1951 sammelte Reiners alles, was sich gegen Sinn und Wahrheit der Astrologie sagen lässt."

Das ist immer noch nicht „neutral", denn er sammelte alles nur zusammen ohne eigenes Denken, wird unterstellt, und

[14] Gunter Sachs: Die Akte Astrologie. Wissenschaftlicher Nachweis eines Zusammenhangs zwischen den Sternzeichen und dem menschlichen Verhalten, München 1997 (4. Aufl., Goldmann).

auch das „Sinn und Wahrheit der Astrologie“ ist eine beabsichtigte Verstümmelung des Untertitels seines Buches: „Eine wissenschaftliche Untersuchung über Wahrheit und Irrtum der Astrologie“. Aus dem „Irrtum“ der Astrologie wurde also ein „Sinn“. Sehr gut gemacht, aber es kommt noch besser:

Früher stand nämlich als nächstes noch im Wikipedia-Artikel, Reiners habe geschrieben: „Das Sternbild des Löwen gibt es nicht!“ Angeblich belegt durch den schon genannten Spiegel-Artikel. So eine Formulierung ist natürlich – astrologisch *und* astronomisch – völliger Blödsinn und würde Reiners zu einem Volltrottel machen.

Jenen Satz habe ich 2014 aus Wikipedia gestrichen, mit der Begründung:
„Das angebliche, diffamierende Zitat ‚Das Sternbild des Löwen gibt es nicht!‘ ist nicht im zitierten Spiegel-Artikel zu finden, und schon gar nicht in dem Buch von Reiners.“

Nicht zum ersten Mal habe ich in Wikipedia genau diese Methode ausgeführt gefunden: um eine Person ins Abseits zu stellen, wird ein Zitat entstellt oder gar erfunden, und als Zitatnachweis ein vertauenswürdiges Buch oder eine Internet-Quelle mit angegeben. Der Wikipedia–Sichter hat kaum Zeit oder Lust, die Quelle ganz zu lesen, denkt sich aber, dass alles wohl belegt sei – und lässt das entstellte

oder erfundene Zitat durchgehen. Und damit ist die Diffamierung bis auf weiteres gelungen.

„Die Sterne lügen nicht – sie schweigen“ geht also mit großer Wahrscheinlichkeit auf Ludwig Reiners zurück, ohne dass dies heute noch bekannt wäre, aber das ist ja gerade eine Eigenschaft von „geflügelten Wörtern“.

Abschließend noch zweierlei zum Kontext von „Die Sterne lügen nicht“.

Erstens:
Wer den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller liest, kann feststellen, dass es zwischen beiden eine ausführliche Diskussion zur Astrologie, speziell wegen des Wallensteins, gegeben hat, und wohl, dass es Goethe war, der Schiller angeregt hat, der „Astrologie“ in diesem Drama eine zentrale Rolle zu geben. Das wäre eine eigene Abhandlung wert. Nur so viel: auch wer nicht an die Astrologie glaubt, sollte doch dieses Zitat von Goethe beachtlich finden:

„Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u.s.w. haben, man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen,

wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durchs andere. Ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einrichtung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen, er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgendein Glaube." (Weimar, am 8. Dezember 1798)[15]

Zweitens

Die Frage wäre, ob Schiller-Wallensteins „Die Sterne lügen nicht" sich zeitlich weiter zurückverfolgen lasse. Das Zitat steht natürlich im Kontext der Auseinandersetzungen mit der Astrologie überhaupt, und ist insofern Stoff für abertausende Abhandlungen. Zumindest ähnlich berühmt, ja sogar ähnlich klingend, und mindestens ebenso „geflügelt", sowie von Astrologen immer wieder genannt, ist ein Satz von Thomas von Aquin: „Die Sterne machen geneigt, sie *zwingen* nicht."[16]

---

[15] Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Alhert Leitzmann, Frankfurt/M.-Wien-Zürich 1964 (Büchergilde Gutenberg), S. 562.

[16] Peter Niehenke: Astrologie. Eine Einführung, Stuttgart 1994 (Reclam), S. 13. – Niehenke nennt auf S. 253 als Beleg: „Im 2.

Findet sich aber ein möglichst genaues „die Sterne lügen nicht“ auch aus früheren Zeiten?

Das hab ich gefunden: „… in Benvenuto von lmolas Kommentar zum zwanzigsten Gesang v. Dantes ‚Inferno‘ ist die Anspielung auf Averroes nicht uninteressant: ‚Ich sage also mit Averroes: >Die Astrologie hat keinen Wert in unseren Zeiten.< Darauf erwidert der Astrologe: >Averroes kannte die Astrologie nicht, doch die Sterne lügen nicht<‘ - (dicam ergo cum Averroe: astrologia nostri temporis nulla est. Sed statim dicat astrologus: Averrois non scivit astrologiam, sed astra non mentiuntur). In gleicher Weise argumentiert Galeotto Marzio, unter Zurückweisung von Averroes Aussagen, in De incognitis vulgo.“[17]

Wer nun in „books.google.de“ nach dem „astra non mentiuntur“ sucht, wird auf „Dante“ stoßen, aber z.B. auch auf einen Johannes von Salisbury aus dem 12. Jahrhundert. Diesen lateinischen Kontext auszuwerten, geht weit über meine Möglichkeiten hinaus. Zu fragen wäre, ob Schiller (oder Goethe) von dem „astra non mentiuntur“ wussten, und vielleicht könnte diese Frage noch viel weiter gestellt

---

Hauptstück seiner *Summa theologiae;* zit. nach: Knappich (1967) S.161.“ – Auch das ist zu prüfen.

[17] Eugenio Garin: Astrologie in der Renaissance, Frankfurt/M. und New York 1997 (Campus), S. 164.

werden, nämlich inwieweit das lateinische Wissen des Mittelalters, speziell auch dessen „geflügelte Worte“, im Laufe der Neuzeit in das der Nationalsprachen übergegangen ist.

Eindrücke aus Stalingrad

Lieber Günter,

das Buch, das mich heuer am meisten beeindruckt hat, lautet „Letzte Briefe aus Stalingrad“ (in Auswahl)[18]. Mich wundert immer wieder, wie viele ausgesprochen gute Bücher es gibt, von denen ich noch nie etwas gehört habe; ich habs auch nur zufällig vor einem Antiquariat entdeckt.

Vollkommen des Siegs gewiss waren diese Soldaten nach Russland einmarschiert – und nun durften sie einen letzten Brief in die Heimat schicken, vor ihrem Heldentod oder der Kriegsgefangenschaft. Ich habe noch nie so sehr das Gefühl gehabt, an einem Jüngsten Gericht teilzunehmen. Die Briefe sollten noch während des Krieges als Beispiele ungebrochenen Heldenmutes, der Nibelungentreue, veröffentlich werden, aber sie konnten es nicht, weil eine ganz andere Sprache daraus sprach. Dem Nachwort kannst Du entnehmen:

„Die statistische Erfassung der ‚Stimmung‘ besorgte die

[18] Letzte Briefe aus Stalingrad, C. Bertelsmann-Verlag 1956 (ohne Ort), Auswahlband, 68 Seiten.

Heeresinformations-Abteilung und teilte sie in fünf Gruppen ein. Es ergab sich folgendes Bild:

A. Positiv zur Kriegsführung	2,1 %
B. Zweifelnd	4,4 %
C. Ungläubig, ablehnend	57,1 %
D. Oppositionell	3,4 %
E. Ohne Stellungnahme, indifferent	33,0 %"

Am erschütterndsten finde ich den Brief 17, der auszugsweise so beginnt:

„In Stalingrad die Frage nach Gott stellen, heißt sie verneinen. Ich muß Dir das sagen, lieber Vater, und es ist mir doppelt leid darum. Du hast mich erzogen, weil mir die Mutter fehlte, und mir Gott immer vor die Augen und die Seele gestellt. Und doppelt bedaure ich meine Worte, weil es meine letzten sein werden, und ich hiernach keine Worte mehr sprechen kann, die ausgleichen könnten und versöhnen."

So in etwa musst Du Dir die „Stimmung" dieser Briefe vorstellen. Ich habe ja selbst auch noch einen ziemlich direkten persönlichen Bezug zu „Stalingrad", denn mein Vater wurde mit einem der letzten Flugzeuge, die Stalingrad verlassen konnten, gerade noch ausgeflogen.

Mein Vater, irgendwo in Russland:



Das Pferd musste später erschossen werden, wegen des Hungers. Mein Vater kam später doch noch in russische Kriegsgefangenschaft, und zwar kurz nach Kriegsende, im tschechischen Iglau. Und er hat dabei ein Riesenglück gehabt! Weil er nämlich mit einem anderen Soldaten in Waffen herumzog bzw. nichts vom Ende des Krieges mitbekommen hatte, war beide bereits zur Erschießung abgeführt worden, als ein höherer sowjetischer Offizier vorbeikam und ein „ab nach Sibirien mit den beiden“ rief.

Während der dreißiger Jahre hatte er noch ein Friseurgeschäft in Berlin geführt, in dem Schauspielerinnnen, Boxer und dergleichen verkehrten. Zwei Fotos aus jener Zeit:





Im August 1948 wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und ging nach Nandlstadt in der Hallertau, wohin seine Familie wegen der Bombadierungen Berlins evakuiert worden war. In seinem Antrag vom Januar 1955 gemäß „Kriegsgefangenenentschädigungsgesetzes“ steht: „Die Existenz des Antragsteller ging durch Kriegseinwirkung und Nachkriegsfolgen in Berlin verloren. Sie bestand in einem gut eingerichteten Herren- und Damenfriseursa-

lon in Bln.-Charlottenburg, Wilmersdorferstr. 77. Mangels Kapital konnte keine dementsprechende Existenz wieder aufgebaut werden.“ So brachte er es nur noch zum selbstständigen Vertreter für Friseurgeschäfte, bei einer Firma „Fuva“, die es längst nicht mehr gibt, die aber in den 1950er-Jahren noch mit „Schwarzkopf“ konkurrierte. Das Lager dieser Firma, ein Holzschuppen, wo mein Vater immer seine Utensilien mit dem Auto abholte, steht witzigerweise noch heute herum; in München, Ottobrunner Str. 60 (aufgenommen am 3.10.2015):



Er starb 1963, als ich fünf Jahre alt war, mit 52 Jahren.

Goethe, Palladio und die Villa Rotonda

Die berühmte Villa Rotonda will ich auch mal besichtigen und finde unter „http://www.vicenzae.org“ einen Link „Goethe in Vicenza“:

„Unweit der Stadttore besichtigte Goethe die Rotonda, Höhepunkt des künstlerischen Schaffens von Palladio. Die tempelförmige Villa beherrscht die vom Bacchiglione durchflossene Umgebung. ‚Die Baukunst hat möglicherweise noch nie einen solchen Grad an Herrlichkeit erreicht‘, schreibt der Dichter.“

Ich durchsuche meinen dtv-Goethe in 45 Bänden nach „Grad an Herrlichkeit“ – und finde nur ein ähnliches Zitat:

„Heute besuchte ich das eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs korinthischen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben.“ (Italienische Reise, Erster Teil, 21. September abends, hier S. 46)

Man vergleiche:

„Die Baukunst hat möglicherweise noch nie einen solchen Grad an Herrlichkeit erreicht.“ (angeblicher Goethe)

mit:

„Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben.“ (echter Goethe)

Das klingt sehr ähnlich, und doch ist der Sinn beider Sätze deutlich unterschieden. Schaut irgendwie aus wie verzerrtes „Original -- Übersetzung – Rückübersetzung“.

Unter „http://www.vicenzae.org“ finde ich die italienische Version:

„Forse mai l'arte architettonica ha raggiunto un tal grado di magnificenza“.

Und finde auch, dass mit diesem Zitat sogar schon auf der Rotonda-Website geworben wird.
(http://www.villalarotonda.it/it/homepage.htm).

Ich lasse mit „translate.google.de“ das angebliche Goethe-Zitat übersetzen und gebe ein:

„Forse mai l'arte architettonica ha raggiunto un tal grado di magnificenza."

Die Übersetzung:
„Vielleicht nie Baukunst ein solches Maß an Herrlichkeit erreicht hat."

Der „Goethe" auf deutsch und der angebliche auf italienisch passen also gut zusammen; ich würde mir deshalb gerne eine „echte" italienische Übersetzung der Italienischen Reise ansehen, und besorge mir „Viaggio in Italia, Firenze 1955 (Biblioteca Vallecchi), Aldo Oberdorfer", wo auf S. 79 „es" lautet:

„Il lusso architettonico non si è, forse, mai spinto fino a quel punto."

Woraus „translate.google.de" macht:
„Die architektonische Luxus Sie nicht vielleicht nie gedrängt zu diesem Punkt."

Das deutet zumindest darauf hin, dass diese italienische Übersetzung einigermaßen richtig ist, und dass jene angebliche Übersetzung, wo also aus „Luxus" „Herrlichkeit" wird, irgendwie anders zustande gekommen sein muss, oder sich gar auf einen „anderen" Goethe, auf einen mir noch nicht bekannten Text, bezieht.

Dass Goethe zwar ein großer Bewunderer Palladios war, aber mit einigen Zweifeln, geht auch aus seinem Tagebucheintrag vom 20. September 1786 hervor:

„Auch hab ich heute die famose Rotonda, das Landhaus des Marchese Capra gesehn, hier konnte der Baumeister machen was er wollte und er hats beynahe ein wenig zu toll gemacht. Doch hab ich auch hier sein herrliches Genie zu bewundern Gelegenheit gefunden. Er hat es so gemacht um die Gegend zu zieren, von weiten nimmt sich's ganz köstlich aus, in der Nähe habe ich einige unterthänige Scrupel." (dtv-Gesamtausgabe, Band 43, Tagebücher 1775-1809, S. 120)

Goethe: „unsäglich“

Zum Jahresbeginn 2015 trat das Mindestlohn-Gesetz in Kraft. Auch wer glaubte, davon nicht betroffen zu sein, weil ohnehin schon immer über den Mindestlohn ausbezahlt worden sei, konnte dennoch unter dieses Gesetz fallen, weil bestimmte Branchen und Gehaltsgruppen immer unter dieses Gesetz fallen und zumindest eine wöchentliche Dokumentationspflicht für den Arbeitszeitnachweis besteht:

„§ 17 Erstellen und Bereithalten von Dokumenten
(1) Ein Arbeitgeber, der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer nach § 8 Absatz 1 des Vierten Buches Sozialgesetzbuch oder in den in § 2a des Schwarzarbeitsbekämpfungsgesetzes genannten Wirtschaftsbereichen oder Wirtschaftszweigen beschäftigt, ist verpflichtet, Beginn, Ende und Dauer der täglichen Arbeitszeit dieser Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer spätestens bis zum Ablauf des siebten auf den Tag der Arbeitsleistung folgenden Kalendertages aufzuzeichnen und diese Aufzeichnungen mindestens zwei Jahre beginnend ab dem für die Aufzeichnung maßgeblichen Zeitpunkt aufzubewahren.“

Der Teufel steckt im Detail, hier in „§ 8 Absatz 1 des Vierten Buches Sozialgesetzbuch“, gemeint sind „geringfügig

Beschäftigte“, also solche, die monatlich weniger als 410 Euro verdienen, und somit auch für viele studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte an Universitäten; und als Personalrat an der LMU interessierte mich das.

Ich fand „im Netz“ auch: „Franziska Seng: Ich war ein Hiwi. Die Arbeit am Lehrstuhl – ein Idyll. Der Nachteil: Viel Geld gibt es nicht, Süddeutsche Zeitung online vom 17.5.2010.“[19]

Auch wenn am Lehrstuhl nicht alles bestens war, das Fazit: „Verglichen mit anderen typischen Studentenjobs, wie etwa denen in der Gastronomie, kann die Arbeit am Lehrstuhl tatsächlich einem Idyll gleichen: Freundliches Arbeitsklima und außer Bücherschleppen keine physischen Belastungen.“

Aber vielleicht war es zu idyllisch an diesem Germanistik-Lehrstuhl – und nun kommt endlich Goethe:

„Verwirrung stifteten auch solche Aufträge: ‚Finden Sie bitte heraus, wie oft und in welchem Kontext das Wort ‚unsäglich‘ in Goethes Gesamtwerk vorkommt.‘ Zum Glück gibt es Datenbanken. In diesem Fall lieferte die Suche nur einen Treffer: ‚Das Wetter ist unsäglich schön‘,

[19] http://www.sueddeutsche.de/karriere/nebenjob-wissenschaftliche-hilfskraft-ich-war-ein-hiwi-1.560210

heißt es irgendwo in der ‚Italienischen Reise'. Wieder was gelernt."

Nichts gelernt! Nichts von Goethe und nichts von Datenbanken!

Ich habe mir ja die 40-bändige dtv-Gesamtausgabe eingescannt und „durchsuchbar" gemacht. Lesen kann man solche PDF-Dateien z.B. mit „Adobe Acrobat", aber es gibt noch andere „Werkzeuge" und „Kommandos", um PDF-Dateien zu analysieren, z.B. „pdfgrep", das sich für Aufgaben der genannten Art anbietet.

Also in Linux dieses Kommando eingegeben:
```
pdfgrep –i unsäg Goethe-dtv.pdf | wc –l
```

Mit der Ausgabe:
```
58
```

Also fast 60-mal kommt „unsäglich" in Goethes Gesamtwerk vor – in erster Näherung.

Beispiele:

Wie viel *er* ausgespendet,
Auch weit und breit vollendet,
Die Unzahl sich verbündet,
Unsäglich Glück gegründet,

Das wiederholet
Das Leben entlang!
(Zur Logenfeier des 3. Septembers 1825, letzte Strophe, Gedichte Ausgabe letzter Hand)

„mit unsäglich neuer Pein“
(Sehnsucht, Gedichte aus dem Nachlass)

STELLA, *nach einer Pause wild wegfahrend.* Lasst mich alle! Siehe, es drängt sich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt sie ganz mit unsäglichen Schmerzen --

Kurz danach (wieder in „Stella“), Fernando:
„kannst du das fassen, die dreifache, unsägliche Wonne“

„Der Dunstkreis noch unsäglicher.“
(Faust, 2. Teil)

Nochmals im Faust:
„Nach unsäglichen Freuden und Qualen“

„Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht“ (Tasso)

Ägypten, „wo die Sonne noch immer über unsäglichen Geheimnissen brütet.“ (Der Groß-Cophta)

„Die Ölbäume sind wunderliche Pflanzen; sie sehen fast wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft auseinander. Aber sie haben dessenungeachtet ein festeres Ansehn. Man sieht auch dem Holze an, dass es langsam wächst und sich unsäglich fein organisiert." (Italienische Reise, 1. Teil)

Und es heißt auch nicht: „Das Wetter ist unsäglich schön", sondern: „Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag fast zu warm." (Rom, 17. Februar 1787)

„Unglaublich" sagt man zwar auch nur noch selten, aber wer „unsäglich" sagte, gilt als überreizt und zu gefühlsbetont, man sagt es eigentlich gar nicht mehr, und, so weit ich sehe, haben wir dafür auch keinen anderen Ausdruck mehr parat, diese Haltung, diese Geste haben wir verloren.

Wie aber konnte es dazu kommen, dass jene nur einen Treffer hatte, ich dagegen fast 60? Es könnte am Umlaut „ä" liegen, also am Umlaut-Problem, das ich halb scherzhaft gerne als das größte unlösbare Problem der Informatik bezeichne. Je nach der Sprachumgebung (LANG-Environment, „Locale") werden speziell die Umlaute in den Datenbanksystemen mit unterschiedlichen Codes gespeichert, und nur zufällig findet man dann bei späteren Recherchen

die Worte wieder, falls die „Umgebungen“ passen. In einem Datenbanksystem können also, wenn dagegen keine Vorsorge getroffen worden ist, dieselben Umlaute unterschiedlich kodiert vorliegen, und „rein zufällig“ gibt es dann einen Treffer, oder auch nicht. Es müssen nichteinmal Datenbanksysteme sein, denn: auf demselben Linux-Rechner mit demselben pdfgrep-Kommando habe ich zuerst 0 und dann diese 58 Treffer erhalten; ich hatte mich nämlich mit zwei unterschiedlichen Clients eingeloggt, wobei beim ersten Mal die LANG-Variable falsch gesetzt oder ausgewertet worden war (das „ä“ beim Eintippen wurde mir zwar richtig angezeigt, und trotzdem arbeitete pdfgrep nicht richtig).[20] Weitere Hürden können sein: Groß- und Kleinschreibung (deswegen das „-i“ beim pdfgrep-Kommando, „ignore case“); oder Trennungen (deshalb meine Suche nur nach „unsäg“), denn pdfgrep erkennt keine Trennungen, Adobe-Acrobat schon. Und weil man das alles noch viel genauer machen könnte, auch der Hinweis: „in erster Näherung“ und „fast 60 Treffer“.

Wer mit Datenbanksystemen arbeitet und nach Wörtern mit Umlauten suchen will, wird am besten mit „Platzhaltern“ arbeiten, z.B. „uns?glich“ eingeben, wobei das „?“ für ein beliebiges Zeichen stünde (aber wer weiß, ob das auch

[20] Für das Windows-Betriebssystem gibt es zwar eine Portierung von „pdfgrep“, aber diese, zumindest in der fertigen EXE-Version, hat ein generelles Umlaut-Problem, sag ich doch.

bei verstümmelten Umlauten funktioniert, das müsste man gesondert prüfen).

Zum Umlaut-Problem habe ich schon früher etwas auf meiner Aryabhata-Site geschrieben:

Das Umlaut-Problem

Das Problem ist vielfältig und die Beispiele sind endlos, wie Umlaute verstümmelt auf Bildschirmen und Ausdrucken erscheinen. Eine Zeitlang schien es, nämlich als viele Betriebssysteme und Textverarbeitungen den Latin1-Zeichensatz implementiert hatten, dass es gelöst oder wenigstens lösbar wäre. Doch dann kam UTF bzw. Unicode auf und die Sache wurde kompliziert wie ehemals, weil man nun eine Mischung von Latin-1 und UTF-8 in alten und neuen Betriebsystem-Versionen hatte.

Man betrachte nur das Problem, wie verschiedene Clients, z.B. unterschiedlich konfigurierte Webbrowser auf eine entfernte Datenbank zugreifen. Ich möchte nicht wissen, besser gesagt, mich würde es sehr interessieren, wie viel Durcheinander in großen Datenbeständen, sagen wir beim Arbeitsamt, wegen der Umlaute herrscht.

Manche behaupten, mit Unicode wäre letztlich das Umlaut-Problem gelöst. Das stimmt aber nicht. Der Power-

Editor UltraEdit kann z.B. mit circa 30 Codierungs-Arten umgehen, und UTF-8 und UTF-16 sind nur zwei davon. Es gibt keine Vorschrift, dass man immer UTF-8 verwenden müsse, sondern nur die Möglichkeit und Empfehlung, genausowenig wie es eine Vorschrift gibt, immer nur Englisch reden und schreiben zu dürfen.

Noch ein Nachtrag, besser gesagt eine Steigerung: im „Digitalen Grimm“, (Deutsches Wörterbuch, DWB, Ausgabe Verlag Zweitausendeins von 2004) surfe ich nach „unsäglich“[21], und finde vieles. Auch: dass es durchaus noch Steigerungen von „unsäglich“ gibt: „unsäglichst“. E.T.A. Hoffmann verwendet das z.B. in „Doge und Dogaresse“ („unsäglichster Schmerz“, „unsäglichste Himmelswonne“), auch Novalis im Gedicht „Die Vermählung der Jahreszeiten“. Und es kommt auch im Sophokles, zumindest in der Übersetzung Hölderlins, vor:

Wer ists, von welchem prophezeiend
Gesprochen hat der delphische Fels,
Als hab' Unsäglichstes
Vollendet er mit blutigen Händen?

(Chor der Thebanischen Alten, Ödipus der Tyrann, 2. Akt)

---

[21] Im Klappentext des DWB wird Sarah Kirsch zitiert: „Ich surfe nicht im Internet, ich surfe im Grimm.“

Und die Steigerungen nehmen kein Ende, denn in „Benseler, Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch, 8. Auflage von 1886“ finde ich ἄρρητ᾽ ἀρρήτων, „das Allerunsäglichste“ …

„…dass ich mit meiner Oper gar nichts anderes anstrebte, als was in der ‚Zauberflöte‘ längst schon herrlich gelöst ist.“
(Hermann Hesse, Kurzgefasster Lebenslauf)

Göthe, Zauberflöthe

Als ich vor einigen Jahren einzelnes über die Zauberflöte geschrieben habe[22], habe ich selbstverständlich nicht alles über Mozart, Goethe, Schikaneder und die Zauberflöte gelesen gehabt, nur was halt zum Überblick nötig war.

Speziell zwei Bücher kannte ich bis vor kurzem noch nicht bzw. konnte ich auch noch gar nicht kennen:

1. Jan Assmann: Die Zauberflöte / Eine Oper mit zwei Gesichtern, Wien 2018 (Picus Verlag).

2. Heinz-Klaus Metzger und Rainer Riehn: Ist die Zauberflöte ein Machwerk? Mozart, Musik-Konzepte 3, Edition Text und Kritik, München 1978.

Einleitend gleich etwas aus dem Fazit von Assmann:

---

[22] Straubing, Schikaneder-Stadt, in Franz Krojer: Aufschluss des Gäubodens, München 2006.

„Im Licht der Mysterientheorie mit ihrem Antagonismus von außen und innen, oben und unten, Volksreligion und Geheimreligion, Illusion und Wahrheit, lösen sich einige Schwierigkeiten der Zauberflötenhandlung. Keine Rede also von einem ‚Bruch', einem ‚Herumdrehen' des ganzen Plans in letzter Minute. Dem Zuschauer wird zugemutet, eine innere Wandlung, ein Umdenken, ja: eine Konversion mitzuvollziehen, dem Tamino auf seinem Weg ins Innere der Wahrheit unterworfen wird." (S. 109) Man lese besonders dazu das Kapitel „Seyfrieds Bruchtheorie" (ca. 1840).

Das zweitgenannte Heft will eher in die andere Kerbe hauen: Machwerk, unausgegoren, künstlerisch uneinheitlich und fragwürdig.

Ab Seite 34 kommt der Aufsatz von Rainer Riehn mit „Die Zauberflöte: oder Mozart, der dialektische Komponist"[23]. Riehn fragt: „Aber was will Hildesheimer eigentlich?" (S. 38) Ich frage mich hingegen: „Was will Riehn eigentlich?"

Irgendwie wirft er Wolfang Hildesheimer vor, dass der in seinem wohlbekannten Mozart-Buch Goethe aufs Podest gestellt habe, damit die Zauberflöte umso unangreifbarer werde, und also müsse man Hildesheimer dekonstruieren, obwohl der gar nicht einmal so ein Mozart-Verklärer war.

---

[23] Der Titel ist etwas komplizierter, enthält noch einige grafische Elemente, muss man im Original sehen.

Es dreht sich um ein Goethe-Zitat zum Zauberflöten-Libretto:
„Und Hildesheimer fährt fort: <Goethe hat gesagt: ‚Es gehört mehr Bildung dazu, den Wert dieses Opernbuches zu erkennen als ihn abzuleugnen.‘>
Nun weiß ich weder, ob Goethe diesen Satz gesagt, noch ob er ihn geschrieben hat; denn in seinen Gesprächen, Briefen, Tagebüchern oder an anderen Stellen der riesigen Weimarer Goethe-Ausgabe habe ich ihn nicht gefunden. Zwar geistert er hin und wieder durch die Mozart-Literatur, bei Goethe nachgewiesen hat ihn aber, soweit mir bekannt, niemand; Tschitscherin sagt immerhin, woher er ihn hat, von dort, wo ihn Hildesheimer, wie ich vermute, auch abgeschrieben hat: von Paumgartner. Ob Hildesheimer den Satz nach Paumgartners Mozart-Biographie zitiert, weiß ich allerdings nicht. (Sonst ist Paumgartner ja nicht gerade sein Gewährsmann, er mißtraut ihm vielmehr und läßt an ihm kaum ein gutes Haar.) Ebensowenig weiß ich, wie Paumgartner zu dem Goethe-Wort kommt. Sollte er es erfunden haben?“ (S. 37 f.)
„Es gehört mehr Bildung dazu, den Wert dieses Opernbuches zu erkennen als ihn abzuleugnen.“ (Goethe), sei somit eine Fälschung aus den 1920er-Jahren?[24]

[24] Bernhard Paumgartner: Mozart, Berlin 1927, Kapitel 44, S. 434. Vgl. Georgi W. Tschitscherin: Mozart, Eine Studie, Reinbek bei Hamburg 1987, S. 146; 1930 verfasst, ^{1}1970 russ., ^{1}1975 dt.

Immerhin durfte Hildesheimer im selben Heft darauf antworten:

„Aber meinen Sie nicht auch, lieber Herr Riehn, daß meine These der Überbewertung des Librettos eine beinah überwältigende Unterstützung erführe, wenn der Satz n i c h t von Goethe wäre?“ (Brief an Rainer Riehn, S. 70)

Und abschließend:
„Es hätte wohl noch mehr zu sagen gegeben, aber die Zeit drängt. Dank, daß Sie mich haben antworten lassen, daß ich eine Jahreszahl korrigieren, ein falsches Zitat zurücknehmen und mich an ein tiefes F erinnern konnte.“ (S. 75)

Es wurde eh viel zu viel in diesem Heft herumgeeiert. Jedenfalls, wer heute kritisch ist, verwendet dieses Goethe-Zitat nicht mehr, ansonsten geistert es weiter durch die Zauberflöten-Literatur.

Wir haben heute „books.google.de“ und eine Menge von „Digitalisaten“. Das Zitat, wenngleich von Paumgartner/ Hildesheimer nicht ganz korrekt wiedergegeben[25], ist keine Erfindung aus dem 20. Jahrhundert, das schon mal vorab.

---

[25] Wolfgang Hildesheimer: Mozart, Frankfurt am Main 1982 (dritte Auflage, Suhrkamp, die erste war 1977), S. 327.

Man landet im 19. Jahrhundert, die frühesten Stellen, die ich mithilfe von Google gefunden habe, stammen beide aus dem Jahr 1840:

Zunächst relativ leicht zu finden:

1. Allgemeine Musikalische Zeitung No. 46, November 1840. Gegründet war diese Zeitung 1798 worden, jener erste Jahrgang enthielt viele Mozart-Anekdoten. Herausgeber war bis 1818 Friedrich Rochlitz, von dem auch ein Briefwechsel mit Goethe veröffentlicht ist[26]. In dieser Nr. 46 wird vom neuen Herausgeber der AMZ, Gottfried Wilhelm Fink, die Zeitschrift „Orpheus, Musikalisches Taschenbuch für das Jahr 1841“ referiert, eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe. Und hier, in der AMZ, steht also auf S. 942:
„Auf diese Weise entstand ein Buch, von dem einst Goethe sagte, es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth zu erkennen, als ihn abzuleugnen.“

Vorher, auf Seite 941, schreibt G. W. Fink einleitend: „Drei Freunde, worunter der Verfasser dieses Aufsatzes, werden im Gespräch über dramatische Musik bald miteinander einig, dass die zwei letzten Zehente des vorigen und die zwei ersten des jetzigen Jahrhunderts das eigentlich goldene Zeitalter dieser herrlichen Kunst gewesen sind.“

---

[26] Und er schrieb auch: Liebhabereyen, oder die neue Zauberflöte, Lustspiel in vier Akten, Züllichau und Freystadt 1804.

Verwiesen wird also in der AMZ auf:

2. Georg Friedrich Treitschke: Die Zauberflöte – Der Dorfbarbier – Fidelio, Beitrag zur musikalischen Kunstgeschichte, in: Orpheus, Musikalisches Taschenbuch für das Jahr 1841, 2. Jahrgang, S. 239-264.

Treitschke, ich fasse mich kurz mittels Wikipedia: „Georg Friedrich Treitschke, auch Friedrich Treitschke, (* 29. August 1776 in Leipzig; † 4. Juni 1842 in Wien) war ein deutsch-österreichischer Dramatiker, Theaterregisseur und Lepidopterologe (Schmetterlingskundler).“ Ist auch sehr bekannt geworden durch die dritte Fassung von Beethovens Fidelio.[27] Kannte Goethe persönlich, wiederum kurz Wikipedia: „Als Theaterdichter hatte Treitschke Kontakt mit J. W. v. Goethe. So bat Goethe um die Zusendung des Manuskriptes von ‚Mozart's Idomeneus‘ nach Weimar. Treitschke hatte Idomeneo aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt und in Wien zum ersten Mal auf die Bühne gebracht.“

---

[27] Siehe z.B. Manfred Schuler: Unveröffentlichte Briefe von Ludwig van Beethoven und Georg Friedrich Treitschke: Zur dritten Fassung des „Fidelio“, Die Musikforschung, 35. Jahrgang, Heft 1 (Januar–März 1982), S. 53-62.

Der Text von Treitschke besteht aus einer Einleitung, also wie die drei Freunde zusammenkamen, und dann wird eben über diese drei Opern der Reihe nach gefachsimpelt, kommen zur Zauberflöte, wo dann auf S. 244 steht:

„Einige starke Inkonsequenzen sind zwar zwischen Anfang und Ende, z.B. in dem zweideutigen Benehmen der Genien entstanden, aber doch erhielt M(ozart) ein Buch, von dem einst Goethe sagte: es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth zu erkennen, als ihn abzuläugnen."

Bzw. im damaligen Druck:

244

Einige starke Inkonsequenzen sind zwar zwischen Anfang und Ende, z. B. in dem zweideutigen Benehmen der Genien entstanden, aber doch erhielt M.. ein Buch, von dem einst Goethe sagte: es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth zu erkennen, als ihn abzuläugnen.

Keinen früheren Beleg habe ich gefunden. Z.B. habe ich auch die gut 5.000 Seiten von Goethes Gesprächen (Biedermann/Herwig, dtv, München 1998) gesichtet oder etwa „Joseph Müller-Blattau: Der Zauberflöte Zweiter Teil – Ein Beitrag zum Thema Goethe und Mozart, Goethe Jahrbuch

1956 (hrsg. Andreas B. Wachsmuth), S. 158-179“. Und und und.

Bleibt also bis dato nur „Treitschke und Freunde 1840“. In jener Zeit schrieb auch Eckermann seine „Gespräche“; es waren gleichsam die Apostel, die dem Meister noch direkt begegnet sind.

Long John Silver über die Jugend

Den Vierteiler hatte ich schwarz-weiß in Erinnerung, nicht farbig, „Die Schatzinsel“ von 1966. Gedreht wurde aber in Farbe, ausgestrahlt nur s/w, weil es noch gar keine Farbfernseher bei uns gab. Also, nach einem halben Jahrhundert (unglaublich wie lange das her ist), über die Weihnachtsfeiertage, denn auch das muss sein, haben wir ihn wieder zelebriert.

Zweimal im Film sagt Long John Silver:
„Jugend ist doch was Schönes. Ohne die Jugend gäbe es keine Sterne, keine Sonne, keine Welt!“

Klingt irgendwie nach einem verzerrten und verkitschten Klassikerzitat, womit sich John Silver schmückt. Wo hat er das denn aufgeschnappt?

Es müsste, dachte ich zuerst, im Roman selbst vorkommen, und vielleicht hat dafür Stevenson etwas aus einem englischen Büchmann verwendet.[28]

---

[28] „Es war der Berliner Philologe Georg Büchmann, der 1863 in einem Vortrage im Herrigschen ‚Verein für neuere Sprachen‘ über ‚Gefälschte Zitate‘ sprach und den gleichen Vortrag, nun

Aber bei Stevenson kommt das gar nicht vor, weder in einer deutschen Übersetzung[29], noch im Original[30].

Natürlich habe ich ausführlich nach dem Zitat gegoogelt, aber zunächst keine heiße Spur gefunden. Immerhin kam ich darauf, dass es eine Seemanns-Erzählung „Jugend“ von Joseph Conrad gibt[31], in der zwar nicht das Silver-Zitat direkt vorkommt, aber eine ähnliche Wortfolge, und Conrads Erzählung ist gerade auch ein Loblied auf die Jugend.

An dieser Stelle kommt es bei Conrad also zu einer komplementären Formulierung des Silver-Zitats: „Für uns gab es weder Himmel noch Sterne, noch Sonne, noch ein Universum – nichts als zornige Wolken und eine wütende See.“ (Übersetzung Lorch, S. 23 f.)

Im Spiegel-Gutenberg-Archiv steht das sogar noch ähnli-

---

mit dem erweiterten Thema ‚Landläufige Zitate‘ 1864 im Saale des Berliner Schauspielhauses wiederholte, bei dem er schon den von ihm erfundenen Ausdruck ‚Geflügelte Worte‘ verwandte.“ (Büchmann: Geflügelte Worte, Vorwort Hanns Martin Elster, Stuttgart 1956 (Reclam), S. 6.)

29 Robert Louis Stevenson: Die Schatzinsel, übersetzt von Hans Seiffert, Leipzig 1980/89 (Reclam).

30 Robert Louis Stevenson: Treasure Island, Boston 1884.

31 Joseph Conrad: Jugend. Ein Bericht, übersetzt von Fritz Lorch, Frankfurt/M. 2001 (Fischer).

cher drinnen: „Keinen Himmel gab es für uns, keine Sterne, keine Sonne, keine Welt – nichts als böse Wolken und eine wütende See.“ Als Übersetzer wird Ernst Wolfgang Freißler angegeben, erschienen im Fischer-Verlag. Dieser Ernst Wolfgang Freissler, so Wikipedia, „war ein österreichisch-schlesischer Autor, Lektor und Übersetzer“ und lebte von 1884 bis 1937. Sowohl beim Übersetzer als auch bei Joseph Conrad (1857-1924) sind die Urheberrechte erloschen bzw. pünktlich im Jahr 2008 („created 20080429“) wurde dieser Text ins Spiegel-Gutenberg-Archiv geladen.

Woher und von wem das Silver-Zitat nun wirklich stammt, ist mit dem Verweis auf Conrads „Jugend“ zwar auch nicht ganz geklärt, dazu müsste man sich die Dreh- und Regiebücher ansehen, die Korresponzen etc., und würde dann vielleicht auch bloß wieder das Silver-Zitat finden, ohne zusätzliche Referenzen. Dann wären da aber noch die vielen Fortsetzungs-Romane und Verfilmungen anderer Autoren und Regisseure, die auf die Erstveröffentlichung der „Schatzinsel“ von 1881 folgten, zu sichten.

Über Simmels Roman „Mich wundert, daß ich so fröhlich bin“ und der angebliche Vers von Angelus Silesius

Vor einigen Jahrzehnten lief der Film im Fernsehen. Ich habe ihn in sehr guter Erinnerung behalten, aber da ich ihn nicht als DVD oder VHS gefunden habe, kaufte ich mir wenigstens das Buch.[32] Man sieht: ich rümpfe nicht die Nase bei „Johannes Mario Simmel“.

„Mich wundert, daß ich so fröhlich bin“ gilt als Simmels Debütroman (1949), zuvor war der Erzählband „Begegnung im Nebel“ erschienen (1946). Der Roman basiert auf einer realen Begegebenheit, die Bombardierung von Wien am 21. März 1945. In „Anstelle eines Vorworts“ schreibt Simmel:

„Kurzes und lokal begrenztes Aufsehen erregte der Fall eines Hauses auf dem Neuen Markt, nahe der Plankengasse, das nach einem Bombentreffer völlig in sich zusammengestürzt war. Da man wußte, daß dieses Haus einen jahrhundertealten Keller besaß, in welchen sich mehrere Menschen zu Beginn des Angriffs begeben hatten, unternahm man sofortige Versuche, diese aus ihrer Gefangen-

---

[32] Rowohlt Taschenbuch, 1962/1969.

schaft zu befreien, Versuche, die jedoch zunächst vergeblich blieben." – Jedoch auch dies „Anstelle eines Vorworts" ist bereits fiktiv: Wien wurde zwar im März 1945 noch öfter bombardiert, aber der eigentliche Vorfall ereignete sich woanders und früher, wie Simmel später erklärte. In meiner späteren Rowohlt-Taschenbuch-Ausgabe steht in „Zu diesem Buch", also außerhalb des Romans: „Dieser Roman basiert auf einer wahren Begebenheit, die sich im Sommer 1943 in einer westdeutschen Großstadt ereignete. Es ist der erste Roman, den ich geschrieben habe – gleich nach dem Krieg. Um Unschuldige zu schützen, verlegte ich die Handlung in eine andere, weit entfernte Stadt (Wien) und in ein anderes Jahr (1945) und veränderte alle Personen und Namen in einer Art, daß niemand sie wiederzuerkennen vermochte."

Nach der Widmung „Für meine Mutter" folgt das Motto des Romans:
„Ich bin, ich weiß nicht wer.
Ich komme, ich weiß nicht woher.
Ich gehe, ich weiß nicht wohin.
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Aus ‚Der Cherubinische Wandersmann'
von Angelus Silesius (1629-1677)"[33]

---

[33] Die Angabe „1629" ist falsch, allgemein wird „1624" als sein Geburts- bzw. Taufjahr angegeben.

Und dann im 4. Kapitel:

„So geht es uns allen“, sagte sie, „mehr oder weniger. So wie dem Mann, der das sonderbare Gedicht schrieb.“
„Welchem Mann?“
„Angelus Silesius“, sagte sie. „Das Gedicht steht in seinem ‚Cherubinischen Wandersmann‘. Und es heißt:

> Ich bin, ich weiß nicht wer.
> Ich komme, ich weiß nicht woher.
> Ich gehe, ich weiß nicht wohin.
> Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.“

„So ähnlich ist es wohl“, sagte er. „Mich wundert auch, daß ich so fröhlich bin.“

Ein herrlicher Vers! und so besorge ich mir, nachdem ich Angelus Silesius bisher auszugsweise kannte, eine komplette Ausgabe des Cherubinischen Wandermanns.[34]

Aber, so sehr ich auch in diesem Buch herumstochere, ich werde einfach nicht fündig, schöpfe Verdacht und – beginne zu googlen. Nein, der Vers stammt nicht von Angelus Silesius. Bei Wikipedia finde ich zum Eintrag „Martinus von Biberach“ (15. Jahrhundert): „Die Urheberschaft des Martinus von Biberach an dem Spruch kann mittlerweile als widerlegt gelten …“ (Stand März 2016) Wann genau

---

34 Angelus Silesius: Cherubinischer Wandersmann. Kritische Ausgabe, hrsg. Louise Gnädinger, Stuttgart 1984/2000 (Reclam).

der Vers entstanden ist und von wem, scheint nach wie vor unklar zu sein.

Auch Simmel wird im Wikipedia-Eintrag erwähnt: „Der Schriftsteller Johannes Mario Simmel verfasste 1949 einen Roman unter dem Titel ‚Mich wundert, dass ich so fröhlich bin‘. In einem Interview gab er an, den Spruch an einer deutschen Klostermauer gelesen zu haben.“ Ohne Beleg, doch findet man in einem Internet-Forum: „Also, Johannes Mario Simmel hat in einem Interview mit Dr. Peter Huemer anlässlich der Wiener Buchwoche 2004 gesagt, er habe diesen Spruch von einer deutschen Klostermauer …“[35]

Der Vers ist, mit mancherlei Varianten, vielfältig auffindbar, ein geflügeltes Wort also, und scheint wenigstens aus dem späten Mittelalter zu stammen. Auch Martin Luther kannte ihn schon und polemisierte dagegen:

Er zitiert in seiner Auslegung von „Johannes Kapitel 14 und 15“ zunächst den Vers so:

„Ich lebe, und weiß nicht wie lange.
Ich sterbe, und weiß nicht wenn.
Ich fahre, und weiß nicht wohin.

---

[35] http://freiburger-anthologie.ub.uni-freiburg.de

Mich wundert, daß ich fröhlich bin.“[36]

Und fügt dann gleich hinzu:
„So sollten die sagen, so diese Lehre nicht wollen hören, noch den Weg annehmen, und ihr Leben lang vergeblich ander Wege suchen.“

Und wendet die Sache schließlich dahin:

„Aber doch als ein Christen weiß ich (Gott Lob!) wohl, wo ich hin fahren und bleiben soll, denn es ist mir zugesagt durch die Taufe und Absolutio, item, im Sakrament, Darumb soll ein Christ nur getrost diesen Reim umbkehren, und also sagen:

Ich lebe, und weiß wohl wie lang.
Ich sterbe, und weiß wohl wie und wenn,
(nämlich alle Tag und Stunden fur der Welt).
Ich fahre, und weiß wohl wohin.
Mich wundert, daß ich noch traurig bin.“[37]

Aus Luther lässt sich folgern, dass das „Ich bin, ich weiß nicht wer …“ oder „Ich lebe und weiß nicht wie lange …“,

---

[36] Martin Luther: Sämmtliche Werke Band 49, Auslegung des 14. und 15. Kapitels St. Johannis, Frankfurt/M. und Erlangen 1851, S. 54.
[37] Ebd., S. 55.

wie auch immer die Variante lauten mag, nicht von Angelus Silesius stammen kann, denn der war gerade kein Agnostiker, Skeptiker, Ungläubiger, sondern mindestens ebenso Gott-ergriffen wie Luther. Fröhlichkeit mit dieser Tendenz (Cherubinischer Wandersmann, 4. Buch, Nr. 19, S. 154):

„Ein gutt Gewissen.
Was ist ein gutter Muth der wol mit GOtte steht?
Ein stattes frölich seyn / und ewiges Panket."

Weiter mit „Varianten". Bei Luther heißt es: „dass ich fröhlich bin", das „so" fehlt also, und man könnte vermuten, dass das später, von Simmel etwa, hinzugesetzt wurde. Aber auch Heinrich von Kleist kannte die „so"-Variante längst schon:

„Anfang Februar 1802 grüßt er Zschokke aus dem benachbarten Thun: ‚Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wiederbekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßnem die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben Sie wohl acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht: >Ich komme, ich weiß nicht, von wo? Ich bin, ich weiß nicht, was? ich fahre, ich weiß nicht, wohin? Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.<'

Kleists ungemeine Freude an diesem Vers ist bezeichnend für seine eigene Existenz.“[38]

Und schließlich kurz noch eine Variante, die ich „die synthetische“ nenne:

„Ein Spruch

Weiß nicht, woher ich bin gekommen.
Weiß nicht, wohin ich werd' genommen,
Doch weiß ich fest: daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nie vergißt.“[39]

Von wem stammt nun die falsche Zuordnung, seit wann etwa wird Angelus Silesius der Vers zugeschrieben? „books.google.de“ hat die schöne Möglichkeit, die Suche nach Büchern zeitlich einzugrenzen. Demnach ergibt sich vor 1949 kein Treffer für „Angelus Silesius“ zusammen mit „dass ich so fröhlich bin“ (auch nicht mit diversen Varianten wie „frölich“ ohne „h“). Erst ab 1949 gibt es „Treffer“. Ob die falsche Zuordnung von Simmel selbst stammt oder ob er sie z.B. nur von der Klostermauer-Inschrift über-

---

[38] Heinrich von Kleist: Werke in einem Band, herausgegeben von Helmut Sembdner, München 1990 (Hanser), Nachwort, S. 875.

[39] Justinus Kerner, in Hermann Hesse (Hrsg.): Der Zauberbrunnen. Die Lieder der deutschen Romantik, Frankfurt/M. 1977 (Insel), S. 125.

nommen hat, lässt sich wohl kaum noch ermitteln. Der Verdacht liegt aber nahe, dass vermittels des Romans sich die Verwechslung verbreitete; und mit einiger Sicherheit steht fest, dass sie überhaupt erst Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden ist.

Simmel selbst hat den Buch-Titel später auch direkt auf sich selbst bezogen. Oben schrieb ich ja, dass in der Taschenbuch-Ausgabe in „Zu diesem Buch“ Simmel über seinen Roman schrieb. Abschließend heißt es da:

„Damals, als ich dieses Buch schrieb, dachte ich: Wenn du einmal einen Sohn haben wirst, dann soll er es lesen können, was geschehen ist in der dunkelsten Zeit unserer Geschichte. Krieg, Diktatur und Unrecht soll er hassen lernen – und mit ihm sollen das alle anderen jungen Menschen dieser nächsten Generation tun. Und nie – nie, nie! – sollen sie wieder Uniformen anziehen müssen, wie es ihre Väter mußten. Ich habe keinen Sohn bekommen. Aber das junge Mädchen, das in meinem Roman Susanne Riemenschmied (und in Wirklichkeit ganz anders) heißt, bekam einen: neun Monate nach den Ereignissen, die dieses Buch schildert. Sie hätte ihrem Sohn mein Buch gekauft, schrieb mir die Mutter vor einiger Zeit. Er ist alt genug, um es zu verstehen. Und er ist alt genug, um heute, 1962, eine Uniform anzuziehen und seinen Wehrdienst zu leisten. Vor neunzehn Jahren kam er auf die Welt. Vor siebzehn Jahren haben wir

unseren letzten Krieg verloren. Nun marschieren wir wieder. Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.“

„Was für eine Falle, dieser Catch twenty-two!“[40]

Wenn es Wikipedia nicht gäbe, Stichwort „Catch-22 (Dilemma)“: „Catch-22 … ist ein geflügeltes Wort im englischen Sprachraum. Es beschreibt eine Zwickmühle, im Original auch manchmal beschrieben als ein Dilemma, aus dem ein Individuum aufgrund widersprüchlicher Regeln nicht entkommen kann.“ (Aug. 2019)

Ich muss sofort an den „Hauptmann von Köpenick“ denken: eine Wohnung bekommst du erst, wenn du eine Arbeit hast, und eine Arbeit bekommst du erst, wenn du eine Wohnung hast.

Ich bestelle mir das Buch „Catch 22“ im Fischer-Verlag, 1971 zuerst erschienen, hier als „ungekürzte Ausgabe“ von 1982, „Deutsch von Irene und Günther Danehl“. Der Film von 1970 kommt in diesem Exemplar bereits vor, denn am Anfang werden die Produzenten, Schauspieler und dergleichen aufgelistet, noch vorm Impressum. Ich möchte wissen, wie das Catch-22-Dilemma im Roman von Joseph Heller, erstmals 1961 in den USA erschienen, behandelt wird, und stelle es mir ganz einfach vor. Doch außer beim

[40] Aus dem Trailer zum Film „Catch 22“ (youtube), Neuverfilmung von 2019, die Erstverfilmung war 1970.

Titel (und im Impressum) wird im Roman nirgends ein „Catch 22“ erwähnt. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Stattdessen geht es um den IKS-Haken (S. 47): „Es war nur ein Haken bei der Sache, und das war der IKS-Haken. IKS besagte, daß die Sorge um die eigene Sicherheit angesichts realer, unmittelbarer Gefahr als Beweis für fehlerloses Funktionieren des Gehirns zu werten sei. Orr war verrückt und konnte fluguntauglich geschrieben werden. Er brauchte nichts weiter zu tun, als ein entsprechendes Gesuch zu machen; tat er dies aber, so galt er nicht länger mehr als verrückt und würde weitere Einsätze fliegen müssen.“

Anders gesagt: um nicht fürn Krieg fliegen zu müssen, musst du nachweisen, dass du verrückt bist; wenn du deine Verrückteit aber begründen und nachweisen kannst, bist du offensichtlich klar bei Verstand und somit nicht verrückt und musst fliegen. Das sprichwörtliche Catch-22-Dilemma. „Catch“ bedeutet ja eigentlich „fangen“, Zwangslage, Haken meinetwegen, das Wortspiel Fall/Falle liegt nahe. So ein Catch ist freilich nirgends genau aufgeschrieben, sondern ergibt sich „rein zufällig“ aus diversen Gesetzen, Verordnungen, Anweisungen und dergleichen. Niemand kann etwas dafür. Man müsste Agenten, Mittler, einschalten, jemanden für die Wohnung, jemand andern für die Arbeit, die „rechtskonform“ die richtigen Schritte

vollziehen. Dafür bräuchte man aber Geld, was „die da unten“ gerade nicht haben.

Dass in der deutschen Ausgabe nur der Titel „Catch 22“ lautet, verleitet mich dazu, mir eine englische Ausgabe zu besorgen:
Joseph Heller: Catch-22[41], One of the Great Novels of the Century, With a preface by the author, Published by Vintage 1994 (London), Copyright © Joseph Heller 1955, 1961, Introduction copyright © Joseph Heller 1994.

Durchgehend „Catch-22“ (wie zu erwarten), und auf S. 62: „There was only one catch and that was Catch-22, which specified that a concern for one's own safety in the face of dangers that were real and immediate was the process of a rational mind. Orr was crazy and could be grounded. All he had to do was ask; and as soon as he did, he would no longer be crazy and would have to fly more missions.“

Wie es zu „22“ kam, hätte ich gerne im „Preface“ gelesen, fand aber nichts dazu, stattdessen die englische Wikipedia: „The opening chapter of the novel was originally published in New World Writing as Catch-18 in 1955, but Heller's agent, Candida Donadio, requested that he change the title of the novel, so it would not be confused with another recently published World War II novel, Leon Uris's Mila 18.

---

[41] Man beachte den Bindestrich.

The number 18 has special meaning in Judaism (it means Alive in Gematria; see Chai) and was relevant to early drafts of the novel which had a somewhat greater Jewish emphasis.
The title Catch-11 was suggested, with the duplicated 1 paralleling the repetition found in a number of character exchanges in the novel, but because of the release of the 1960 movie Ocean's Eleven, this was also rejected. Catch-17 was rejected so as not to be confused with the World War II film Stalag 17, as was Catch-14, apparently because the publisher did not believe that 14 was a ‚funny number'. Eventually, the title came to be Catch-22, which, like 11, has a duplicated digit, with the 2 also referring to a number of déjà vu-like events common in the novel."[42]

Wieso aber dann „IKS-Haken"? Im Impressum meines Fischer-Taschenbuch-Exemplars steht es kleingedruckt: „Titel der deutschen Originalausgabe: ‚Der IKS-Haken'". Das war zunächst die deutsche Übersetzung von „Catch-22". In einer Lizenzausgabe für die DDR (Verlag Volk und Welt) aus dem Jahr 1973 blieb der ursprüngliche Titel auch erhalten, während, wohl angesichts des Films, die späteren Ausgaben des Fischer-Verlags, den Titel, aber nur diesen,

---

[42] Als Referenzen werden angegeben: Aldridge, John W. (October 26, 1986): The Loony Horror of it all – Catch-22 Turns 25, Sunday New York Times. Sowie Eller, Jonathan R. (October 1992): Catching a Market: The Publishing History of Catch-22.

in „Catch 22“ änderten. Dann aber hätten sie den Text insgesamt anpassen müssen, meine ich.

Wieso aber „IKS-Haken“ für „Catch-22“? Wie kamen die Übersetzer darauf, und wäre es nicht von vorneherein besser gewesen, den englischen Originaltitel zu übernehmen?

Vielleicht so: es gibt „X-Haken“, und mein dtv-Brockhaus-Lexikon in 20 Bänden (1986) hat dafür auch einen kurzen Eintrag: „Aufhängehaken für Bilder, durch schräg eingeschlagene Stahlstifte befestigt.“

Eine Suche bei Google-Books ergibt weiter (leider nur als „Snippet“): „Klägerin vertreibt gewerbsmäßig Wandhaken zum Aufhängen von Bildern usw., die sie X-Haken nennt und für welche sie im Jahre 1911 die drei Warenzeichen Nr. 132687, 143165 und 152435, darunter das Wortzeichen ‚Iks‘ erwirkt hat.“ Quelle laut Google: „Juristische Wochenschrift 1915“.

„X“ wird wie „IKS“ ausgesprochen, ähnlich wie z.B. heutzutage „for you“ gerne zu einem „4 you“ wird. Gemeint sein könnte somit der Buchtitel „X-Haken“, „X“ vielleicht sogar „X-beliebig“ meinend; vielleicht wäre das also die damalige Absicht der Übersetzer gewesen? Und fälschlich hätte ich bisher immer „I-K-S-Haken“ gelesen statt eigentlich „X-Haken“? Das wäre der Haken am „IKS-Haken“.

Ein Zitat von 1848 ?

Einen Vortrag, den Alfred Marchand ca. 1987 gehalten hat (ich weiß nicht mehr in welchem Zusammenhang, aber wovon ich mir Auszüge aufbehalten habe), beschloss er mit einem eindrucksvollen Zitat angeblich aus der Revolution von 1848:

„Die Herrschenden schlagen ihre Opfer mit Kartätschen und Bajonetten auf der Straße, und mit der Vernichtung des geschichtlichen Bewußtseins der Geschlagenen mit Kanonen und Lügen. Keiner unterdrückten Klasse, keiner unterworfenen Kolonie läßt man ihre Geschichte und die Geschichte ihres Kampfes. Sie verstummt mit dem Standrecht und wird in den Hütten verbrannt. Dann setzen sich die Sieger auf die goldenen Stühle und schreiben ihre Geschichte. Ihre Professoren besteigen die Katheder und lehren die Kinder der Geschlagenen, daß jetzt die große Ordnung gekommen sei. Sie meinen die Ordnung der Sieger und für alle Zeiten. Doch wir wissen: Alles fließt. Alles verändert sich. Gegen die Lüge aber setzt sich nur soviel Wahrheit durch, wie wir durchsetzen.“

Ein Suchen im Internet, vor vielen Jahren begonnen und gelegentlich wiederholt, erbrachte zwar zu Teilen dieses

Zitats Treffer, aber keine, die einen Hinweis auf dessen Ursprung ergaben.

Daraufhin habe ich viele Sammelbände über „1848“ durchblättert, aber nichts gefunden. Als ich dann das Zitat wieder einmal überflog, fiel mir das „unterworfene Kolonien“ auf, und mir wurde endlich klar, dass dieses Zitat sehr wahrscheinlich gar nicht aus jener Zeit stammen kann, weil zumindest Deutschland damals noch gar keine Kolonien hatte. Also das 20. Jahrhundert! Aber von wem? In der zwanzigbändigen Brecht-Ausgabe des Suhrkamp-Verlags wurde ich jedenfalls nicht fündig.

Nun, anfang 2017, habe ich mal wieder im Internet, speziell in Google Books, gesucht und bin endlich fündig geworden. Präsentiert wurde mir in einer Snippet-Anzeige das 2016 erschienene Buch:

Harald Kolbe, Dietrich Burggraf, Peter Straßer (Hg.): Von der Arbeiterkultur zur Kultur der Arbeit? Das kulturelle Erbe der Arbeiterbewegung und politische Kulturarbeit heute. Herausgeber: Bildungszentrum HVHS Husted e. V., Zur Jägerei 81, 29229 Celle. Herstellung und Verlag: BoD - Books on Demand, Norderstedt. – Das Buch habe ich mir gleich besorgt.

Im Aufsatz von Udo Achten, Anmerkungen zur gewerkschaftlichen Kulturarbeit, steht hier in Gedichtform auf Seite 126:

„Die Herrschenden schlagen zweimal ihre Opfer:
Mit Kartätschen und Bajonetten auf den Strassen
Und mit der Vernichtung des geschichtlichen
Bewusstseins der Geschlagenen,
mit Kanonen und Lügen.
Keiner unterdrückten Klasse,
keiner unterworfenen Kolonie
lässt man ihre Geschichte und die Geschichte
ihres Kampfes.
Sie verstummt mit dem Standrecht
und wird mit den Hütten verbrannt.
Dann setzen sich die Sieger auf die goldenen Stühle
Und schreiben die Geschichte.“

Nun, das ist nicht derselbe Text wie bei Marchand, aber doch so ähnlich, dass beide irgendwie aus einer gemeinsamen Quelle herkommen müssen.

Achten nennt diese Quelle: „der Vorspann zu der Revue 1848“ von „Otto Zonschitz von der Theatermanufaktur in Berlin“. Und wann war das? Hier wird das Internet gleich gesprächiger, z.B.:

„Als die Theatermanufaktur 1973 als erste Produktion die Szenencollage ‚1848' vorstellte, wehte mit ihr ein neuer Wind in das studentenbewegte freie Theater des Westteils der Stadt." (Der Tagesspiegel vom 3.3.2005 „zum Tod des Berliner Off-Theater-Pioniers", „Eine linke Geschichte"[43])

Damit ist der Fall für mich im Großen und Ganzen geklärt. Die 1848er-Revue ist vermutlich öfter umgearbeitet und angepasst worden: so erkläre ich mir die Textvarianten. Achten fügt in Anmerkung 141 noch hinzu: „Es wurde eine großformatige Mappe mit dem kompletten Text der Revue verlegt." Diese Mappe scheint mittlerweile sehr selten zu sein, denn im „Zentralen Verzeichnis antiquarischer Bücher" (ZVAB) habe ich sie nicht gefunden.

Wer aber war Alfred Marchand? Man lese z.B.:

Alfred Marchand: Ich habe nie Langeweile gehabt. Ein Widerstandskämpfer gegen den Faschismus erzählt sein Leben, Hrsg: Barbara Bromberger, Frankfurt (Main): VAS, 2001.

[43] http://www.tagesspiegel.de/kultur/eine-linke-geschichte/589396.html

Schlagzeile der TZ-München vom 1. Juni 2017:

„Mord – Körperverletzung – Sex

Verbrechen explodieren“

Weiter auf Seite 4: Autorin Stefanie Wegele, ganzseitig mit fetten Prozentzahlen sowie Interviews, die belegen sollen, dass 2016 ein ganz schlimmes Jahr für München gewesen sei, besonders bei den schweren Straftaten.

Ich lese den „Sicherheitsreport 2016“ des Polizeipräsidiums München vom April 2017: 90 Seiten, grob gegliedert in „München insgesamt“, „München-Stadt“ und „München-Land“, und dann jeweils untergliedert in alle Arten der leichten bis schweren Verbrechen.

Das Vorwort vom Polizeipräsidenten Hubertus Andrä beginnt so: „Das dynamische und zweifellos außergewöhnliche Jahr 2016 knüpfte nahtlos an 2015 an.“

Warum aber „außergewöhnlich“? Andrä: „Besonders der schreckliche Amoklauf am Abend des 22.07.2016 wird uns allen, insbesondere den Angehörigen, den Einsatzkräften

der Polizei, der Feuerwehr und der Rettungsdienste und vielen Bürgerinnen und Bürgern, in Erinnerung bleiben."

Und deshalb, so der Sicherheitsreport auf S. 13:
„Auffällig ist der starke Anstieg der Tötungsdelikte um +20 Fälle, von denen 17 Fälle (inkl. Versuche) auf den Amoklauf im Olympia Einkaufszentrum vom 22.07.2016 zurückzuführen sind."

Andererseits könnte man, auch dem Sicherheitsreport folgend, sogar von einer Implosion der Straftaten in München sprechen, denn:

„Die Anzahl der zur Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) gemeldeten Gesamtstraftaten ging 2016 auf 128.141 (145.584) Fälle zurück. Das entspricht im Vergleich zum Vorjahr einem Rückgang um -17.443 Delikte oder -12,0 %." (S. 12)

Man könnte diese Zahl TZ-artig auch zur Schlagzeile machen, bloß dass es dann niemanden interessieren würde, und seriös wäre es auch nicht.

Denn, man erinnere sich auch hier: 2015 war das Jahr der großen Flüchtlingsbewegung und entsprechend groß waren Verstöße gegen das Aufenthaltsgesetz. Diese leichten Verstöße werden im Sicherheitsreport zwar erwähnt, aber

letztlich herausgerechnet, um ein realistischeres Bild der Sicherheitslage in München zu erhalten, und so ergibt sich zusammenfassend (Vorwort Andrä):

„Nach Bereinigung um die Verstöße gegen das Aufenthaltsgesetz ergibt sich im Vergleich zum historischen Tiefstand der Gesamtstraftaten des Jahres 2015 ein Zuwachs von 6% auf insgesamt 110.399 Straftaten. Trotz dieses Anstiegs sind im Vergleichszeitraum der letzten zehn Jahre die registrierten Fälle um 8,8% zurückgegangen, so dass sich das Kriminalitätsaufkommen im Präsidialbereich in etwa auf dem Niveau des Jahres 2010 bewegt.“[44]

Insgesamt muss man auch berücksichtigen, dass die Bevölkerung Münchens in den letzten Jahren stark zugenommen hat:

„Im Langzeitvergleich der Gesamtkriminalität ist ein deutlicher Rückgang um -8,8 % zu beobachten. Im Vergleich zu 2007 wurden 2016 insgesamt -10.689 Delikte weniger gemeldet. Gleichzeitig stieg die Bevölkerung in Stadt und

[44] Zu „historischer Tiefstand“: „Im Jahr 2015 konnte bei den Gesamtstraftaten mit 104.134 Delikten der niedrigste Wert seit dem Jahr 1988 registriert werden (100.836 Fälle).“ (Polizeipräsidium München: Kriminalitätsentwicklung 2016 in Zahlen und Schlagworten)

Landkreis deutlich um +184.650 Einwohner oder +11,4 % an." (S. 13)

Berücksichtigt man also auch die Bevölkerungsentwicklung, ergibt sich laut Vorwort Ändra das folgende Gesamtbild:

„Nicht ohne Grund ist in diesem Zeitraum somit auch die sogenannte Häufigkeitszahl, die Zahl der Straftaten pro 100.000 Einwohner, nach Bereinigung um ausländerrechtliche Delikte, deutlich um über 8% von 6.675 im Jahr 2010 auf 6.128 im Jahr 2016 gesunken."

Ich fasse auch nochmal zusammen: insgesamt ist in den letzten Jahren die Kriminalität in München zurückgegangen und hat 2015 einen „historischen Tiefstand" erreicht, der 2016 wieder überschritten wurde.

Eine „Explosion der Verbrechen" hat in München also nicht stattgefunden. Und also betreibt die TZ nur Panikmache.

Gruseliges von einem „friend of a friend“

Man sagt häufig, in unserer hochtechnisierten Zeit sei kein Raum mehr für Sagen und Märchen. Doch sie entstehen nach wie vor in durchaus modernen Varianten; und ähnlich wie in früheren Zeiten auch, glaubt man ihnen allzu schnell, mich nicht ausgenommen.

Meine Frau kam eines Tages heim und erzählte mir aufgeregt: Soeben habe sie von einer guten Freundin erzählt bekommen, dass deren Freundin etwas Schreckliches passiert sei, dass nämlich beinahe deren Kind bei einem IKEA-Einkauf entführt worden sei. Ich war erschüttert, grübelte tage- und nächtelang, erzählte die Geschichte weiter, dass einer Freundin meiner Frau, genauer gesagt, wiederum irgendeiner Freundin von ihr, aber alles gewiss keine „Spinner“, sondern durchaus ernsthafte Leute, eben dieses bei IKEA passiert sei, trug also die Geschichte von einem „friend of a friend“ weiter an andere, die es wiederum weiter erzählten usw. - manche, denen ich die Gruselstory vortrug, wussten ohnehin längst davon oder kannten sogar Leute, die die Eltern des beinahe entführten Kindes persönlich kannten. Auch ich war bei aller Skepsis emotional „richtig aufgewühlt“ und schrieb schließlich verunsichert diesen Brief an IKEA:

München, 30.3.2000

Sehr geehrte Damen und Herren,

von zwei Seiten habe ich erzählt bekommen, dass sich bei Ikea Fälle von Kindsentführung ereignet haben sollen. Da wir häufig bei IKEA einkaufen, bin ich deshalb doch etwas beunruhigt, und wüsste gerne, wieviel an der folgenden Geschichte wahr ist.

Erzählt wurde mir, dass man „aus seriöser Quelle, von einem guten Bekannten“ erzählt bekommen habe:

Letzten Herbst sei einer Familie bei IKEA-Eching das Kind abhanden gekommen. Als die Eltern nach dem Kind ausrufen lassen wollten, habe IKEA sofort damit reagiert, alle Ein- und Ausgänge abzusperren und die Polizei verständigt, die in einem Großeinsatz von 200 Leuten das gesamte Gebäude durchsuchte, und schließlich auf der Toilette zwei Entführer fand, die das Kind schon umgekleidet und die Haare geschnitten hatten, damit es möglichst unkenntlich werde. Das Kind sollte nach Bulgarien verfrachtet und dort verkauft werden. IKEA habe deshalb so schnell auf die Vermisstenanzeige der Eltern reagiert, da sich ähnliche Vorfälle schon mehrmals ereignet hätten.

Nach dieser Geschichte bleibt natürlich hängen, dass bei IKEA Kinder überhaupt nicht mehr vor Entführungen sicher sind.

Hat es einen derartigen Vorfall gegeben? Ich gehe davon aus, dass die Geschichte durchaus schon in weiten Kreisen kursiert, und IKEA eigentlich ein großes Interesse haben müßte, diesen mehr oder weniger wirklichen Vorfall auch öffentlich klarzustellen.

IKEA-Eching antwortete mir am 4.4.2000:

IKEA hat bereits Anzeige gegen Unbekannt erstattet.

Vor einigen Wochen erschien im „STERN" ein Artikel zu dieser und ähnlichen Erzählungen, der von den Journalisten des Magazins völlig unabhängig recherchiert wurde. Es wird Sie sicher interessieren zu lesen, dass diese Art von Gerüchten immer wieder in verschiedensten Variationen verbreitet werden.

Wir können Sie beruhigen, dass es sich bei dem von Ihnen angesprochenen Vorfall um eine frei erfundene Geschichte handelt.

Der STERN-Artikel heißt „Hort des Horrors" (Nr. 11/2000), geschrieben von Andrea Schaper, den mir IKEA beilegte.

Dort steht weiter: „Entführt, rasiert und wiedergefunden: Neueste Variante der modernen Sagen ist die hartnäckig kolportierte Geschichte von den verschwundenen Kindern bei IKEA“. Der Völkerkundler (Ethnologe) Ralf Wilhelm Brednich, ehemals Professor an der Uni Göttingen, dann in Neuseeland, hat viele dieser modernen Sagen gesammelt, studiert und veröffentlicht.

„Entscheidend“, wird Brednich zu diesen „friend of a friend“-Geschichten zitiert, sei, „dass die Geschichte wahr sein könnte.“ Und: „Je gruseliger eine solche Geschichte, um so schneller verbreitet sie sich“. Die IKEA-Geschichte gehe auf eine bestimmte Legende des 17. Jahrhunderts zurück, vermutet Brednich, und wurde dann den jeweiligen Zeitumständen angepasst, bis aus ihr eben die IKEA-Story wurde. „Friend of a friend“-Geschichten werden mittlerweile ausführlich erforscht, z.B. so: „In den USA bringen Erzählforscher vorsätzlich solche Sagen an der Ostküste in Umlauf und messen, wie lange die brauchen, bis sie an der Westküste sind.“

Und die Moral von dieser Geschichte? Vieles in unserer Welt ist schier unglaublich schrecklich, doch leider oft wahr, somit zur Vorsicht mahnend; je gruseliger aber eine solche Erzählung ist, um so größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass es sich nur um eine moderne Sage, d.h. nur um eine „friend of a friend“-Erzählung handelt.

Literatur von Ralf Wilhelm Brednich (Auswahl):

Die Ratte am Strohhalm (1996)
Die Spinne in der Yucca-Palme (1996)
Der Dauerbrenner (1999)
Das Huhn mit dem Gipsbein (2000)

(Der Text erschien erstmals in der „16. Wald- & Wiesenzeitung“ der Koop St. Martin (München), Sommer 2003, herausgegeben vom Elternbeirat dieses Kindergartens.)

Über ein „Diktum“ der Sophie Scholl

I.

Inge Jens in ihren Erinnerungen: „An der Front und in den bombenbedrohten Heimatstädten – überall und jederzeit war ein sinnloses, zufälliges Sterben möglich … eine Erfahrung, die Sophie Scholl in dem Diktum zusammenfasste: ‚Es sterben so viele dafür, es wird Zeit, dass mal einer dagegen stirbt.‘“[45]

Keine Quellenangabe, wohl aus dem Gedächtnis zitiert. In welchem Kontext wurde das gesagt, aus welcher Zeit stammt die Primärquelle? Auch das Internet schweigt sich (zunächst) über dieses Zitat aus, ich finde dazu gerade eine „Inge Jens“.

Sie hat auch „Hans Scholl/Sophie Scholl, Briefe und Aufzeichnungen“ sowie „Willi Graf, Briefe und Aufzeichnungen“ herausgegeben, diese beiden Bücher besorge ich mir, dazu noch das klassische Buch der Inge Scholl „Die Weiße Rose“ (dazu mehr später), die Filmbücher zu „Die Weiße Rose“ (Verhoeven, Krebs) sowie „Sophie Scholl – Die letzten Tage“ (Rothemund, Breinersdorfer), und auch noch die Biographie von Harald Steffahn „Die Weiße Rose“; man

[45] Inge Jens: Unvollständige Erinnerungen, Reinbek bei Hamburg 2009 (Rowohlt), 4. Auflage, S. 168.

könnte die Liste, was es noch zu lesen gäbe, lange fortführen. Jedenfalls: in keinem der hier genannten Bücher habe ich das Zitat gefunden.

Doch! Einen ersten Hinweis finde ich im Filmbuch zu „Die letzten Tage“, das Drehbuch, Sophie im Dialog mit Else in der Gefängniszelle: „Es fallen so viele Menschen für dieses Regime, dann muss auch jemand im Kampf dagegen fallen.“[46]

Nicht „sterben“ (wie bei Inge Jens), sondern „fallen“ ist der Schlüssel. Und auch das Internet wird damit gleich gesprächig. „Es fallen so viele Menschen für dieses Regime. Es wird Zeit, dass jemand dagegen fällt.“ Das soll zwei Tage vor ihrer Verhaftung Sophie Scholl zum Maler Wilhelm Geyer gesagt haben. Woher dieses Zitat allerdings stammt, wissen die wenigsten, scheint mir, in manchen Büchern findet sich immerhin der Beleg, dass es im Nachlass der Inge Aicher-Scholl (Institut für Zeitgeschichte, München), also der Verfasserin von „Die Weiße Rose“, gefunden worden sei. Für mich alles sehr vage, und deswegen eine Recherche in den Archiven? Oder doch öffentlicher?

---

[46] Fred Breinersdorfer (Hrsg.): Sophie Scholl - Die letzten Tage, Das Drehbuch, Frankfurt am Main 2005 (2. Auflage, Fischer), S. 264.

II.

Ich hatte mir antiquarisch das Buch der Inge Scholl „Die Weiße Rose“ besorgt und dachte ursprünglich und eigentlich, dass das Zitat der Inge Jens wahrscheinlich (egal ob „sterben“ oder „fallen“) dort zu finden sei. Es ist ein sehr beeindruckendes Buch, ich habe öfter an den Tatenbericht des Augustus denken müssen, oder auch an eine antike Märtyerlegende bei solchen Passagen: „‚Die Gefangenenwärter berichteten: … Dann wurden sie abgeführt, zuerst das Mädchen. Sie ging, ohne mit der Wimper zu zucken. Wir konnten alle nicht begreifen, daß so etwas möglich war. Der Scharfrichter sagte, so habe er noch niemanden sterben sehen.‘ Und Hans, ehe er sein Haupt auf den Block legte, rief laut, daß es durch das große Gefängnis hallte: ‚Es lebe die Freiheit.‘“ (S. 64, Ausgabe 1987)

Es gibt sozusagen mehrere Ausgaben des Buches, und in einer habe ich dann doch das durch Wilhelm Geyer überlieferte Zitat gefunden, aber, und darüber handelt diese Geschichte hier hauptsächlich: ob man was findet, ist umständlich.

Inge Scholls Buch „Die Weiße Rose“ erschien erstmals, soweit ich sehe, 1952 gebunden und 1955 bei Fischer als Taschenbuch. Als erstes hatte ich eine Auflage von 1987 in der Hand, wo im Untertitel steht „Erweiterte Neuausgabe“ und im Impressum „591.-605. Tausend: Mai 1987 - Durch-

gesehene Neuausgabe“. Kurze Inhaltsangabe: Geleitwort Theodor Heuss, der eigentliche „Tatenbericht“, die Flugblätter, Bemerkungen zu den Zielen der Weißen Rose.

Und dann hat es 1993 nochmals eine „erweiterte Neuausgabe“, die nun wirklich „erweitert“ wurde, gegeben, im Impressum steht dazu: „16. Auflage: Mai 2016, Erweiterte Neuausgabe, Erschienen bei FISCHER Taschenbuch, Frankfurt am Main, Mai 1955, Neuausgabe: Februar 1993“. Der Umschlag schaut genauso aus wie bei „meiner“ älteren Ausgabe von 1987, aber der Inhalt ist nun deutlich anders: Geleitwort Ilse Aichinger, der „Tatenbericht“, die Flugblätter, Bemerkungen zu den Zielen der Weißen Rose, Urteile des Volksgerichtshofes, Augenzeugenberichte, Reaktionen und Stimmen.

Es sind also eine ganze Reihe von „Materialien“ und „Dokumenten“ in dieser Ausgabe von 1993 dazugekommen, und bei den Augenzeugenberichten findet sich einer von „Wilhelm Geyer“ (S. 167/68), wohl adressiert an Inge Scholl, datiert mit „Ulm, 21. September 1968“. Und dort steht es nun endlich:
„Wir gingen zusammen zum Nachtessen ins Bodega. Sophie ging in ein Konzert im Bayerischen Hof. Ich saß mit Hans noch eine halbe Stunde zusammen. Er sagte, wenn alles vorbei sei, wolle er eine freie Presse machen. Das war das letztemal, daß ich ihn sah.

Sophie kam nach dem Konzert noch aufs Atelier zu einer Tasse Kaffee. Bei dieser Gelegenheit sagte sie: ‚Es fallen so viele Menschen für dieses Regime, es ist Zeit, daß jemand dagegen fällt.‘
Sie wußten, daß sie von der Gestapo beschattet wurden und spielten mit dem Gedanken zu fliehen. Doch der Gedanke an die Familie und Freunde hielt sie davon ab.
Wenn sie verhaftet werden sollten, dann nicht heimlich, sondern so, daß es die ganze Welt weiß. –
Damit erklärt sich wahrscheinlich ihr Verhalten bei der Flugblattaktion in der Universität.“

Man findet diesen Bericht wohl auch im „Nachlass“ der Inge Aicher-Scholl; aber nur, falls man dem Bericht misstraut, wird man sich zum Institut für Zeitgeschichte aufmachen und genauer recherchieren, ansonsten ist dieser Augenzeugenbericht aus „Die Weiße Rose“ eine seriöse Quelle, wie man so sagt.

Um einem Missverständnis vorzubeugen: nicht erst seit 1993 ist dieses Zitat der Sophie Scholl bekannt geworden. Das „dass jemand dagegen fällt“ wurde vorher schon zum geflügelten Wort, hat sich gelöst von der „Quelle“. So findet sich das Zitat auch schon im Buch von Hermann Vinke „Das kurze Leben der Sophie Scholl“, erstmals 1980 er-

schienen[47], auch hier ohne Quellenangabe. Es ist ein sehr materialreiches Buch, mit vielen „Fotos und Zeichnungen: Inge Aicher-Scholl“ (Impressum), und man kann behaupten, dass es in enger Zusammenarbeit mir ihr entstanden und auch das Zitat von ihr ihm „gesteckt“ worden ist. Leider läuft es unter der Kategorie „Jugendbuch“.

III.

Was sind die Primärquellen zur Geschichte der „Weißen Rose“? Bevorzugt natürlich solche, die im Geschehen direkt entstanden sind. Hier ist die Quellenlage sogar ziemlich gut: es gibt die Flugblätter, Aufzeichnungen und Briefe der Akteure, Zeitschriftenartikel, oder eine Radiosendung von Thomas Mann 1943 im BBC. Seit den 1990er-Jahren sind zusätzliche Verhörprotokolle aus Ost-Berliner und Moskauer Archiven einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich geworden, und es ist sogar ein weiteres, siebtes Flugblatt zum Kanon der Weiße-Rose-Flugblätter hinzugekommen, der „Flugblattentwurf von Christoph Probst, 28./29.1.1943“.[48] Unverzichtbar aber sind auch spätere Mit-

[47] Herman Vinke: Das kurze Leben der Sophie Scholl, Ravensburg 1980 (Ravensburger Taschenbuch), 1986, S. 150.

[48] Ulrich Chaussy und Gerd R. Ueberschär: „Es lebe die Freiheit!“, Die Geschichte der Weißen Rose und ihrer Mitglieder in Dokumenten und Berichten, Frankfurt am Main 2013 (Fischer Taschenbuch, 2. Auflage).

teilungen z.B. eines Wilhelm Geyer, denn diese berichten über Details zur Motivation der Sophie Scholl unmittelbar vor ihrer Festnahme. Eine der wichtigsten Primärquellen ist aber auch das Buch „Die Weiße Rose“ von Inge Scholl, erstmals 1952 erschienen. Es ist die authentischste Gesamtdarstellung, der „Tatenbericht“, wiederum viele andere „Quellen“ enthaltend.

Ich hatte bemerkt, dass in der „erweiteren Neuausgabe“ von 1993 viele neue Dokumente als Anhänge gegenüber vorherigen Taschenbuchausgaben hinzugekommen waren. Meine Annahme war aber immer gewesen, dass der Kernbericht der Inge Scholl im Grunde über die Jahrzehnte weitestgehend gleichgeblieben ist, aber indem ich diesen Gedanken hatte, kamen mir sogleich auch Zweifel daran, und also besorgte ich mir die Ausgabe von 1952, um sie mit späteren zu vergleichen. Vorab gesagt: die Differenzen sind immens!

Vor mir liegt, so das Impressum zu Inge Scholls „Die Weiße Rose“: „3. Auflage / Copyright 1952 by Verlag der Frankfurter Hefte GmbH / Frankfurt am Main / Schutzumschlag und Einband: Otl Aicher, Ulm (Donau)“.

Keine Taschenbuchausgabe, sondern ein „Ganzleineneinband“, mit „Schutzumschlag“, die Fotos der Weiße-Rose-Mitglieder sogar auf Hochglanzpapier gedruckt. Kein Ge-

leitwort, als Anhang nur die Flugblätter, insgesamt 110 Seiten. Statt des Geleitworts aber der Klappentext des Schutzumschlags mit einer schönen Charakterisierung des Buches: „Inge Scholl, die heute die Volkshochschule Ulm leitet, weiß als Schwester der beiden Scholl genau Bescheid und ist im Besitz der Dokumente. Aber sie veröffentlicht kein Weißbuch, sondern sie erzählt, schlicht und mit Wärme, – man ist versucht zu sagen: einfältig und klug.“

Ich vergleiche also diese ursprüngliche Ausgabe mit dieser: „Neuausgabe: Februar 1993 / 16. Auflage: Mai 2016“.

Zunächst findet man sehr viele kleine Änderungen, z.B. korrigierte Alters- und Jahresangaben, Umformulierungen, stilistische Korrekturen. Fast auf jeder Seite mehreres davon, darüber wird man aber kaum reden müssen.

Dann findet man echte Erweiterungen, hinzugekommene Informationen, neue Aspekte, Namen, die man noch nicht kannte oder evtl. früher noch nicht nennen wollte.

Z.B. S. 59 (1952):
„Auch in Freiburg hatten sich Studenten gefunden, die sich vom Mut der Münchener anspornen ließen und sich zur Wirksamkeit wie in München entschlossen.

Später hatte eine Studentin ein Flugblatt nach Hamburg gebracht, und auch dort fand sich ein kleiner Kreis von Studenten, die es aufgriffen und weiterverbreiteten.
So, dachten Hans und seine Freunde, sollte eine Zelle nach der andern in den großen Städten entstehen, von denen aus der Geist des Widerstandes sich nach allen Seiten verbreiten sollte."

Dagegen S. 54 (1993):
„Willi Graf hatte den Kontakt zu Freiburger Studenten hergestellt, die sich zum Handeln entschlossen hatten und bereit waren, mit dem Münchner Kreis zusammenzuarbeiten.
Später hatte eine Studentin, Traute Lafrenz, ein Flugblatt nach Hamburg gebracht, und auch dort fand sich ein kleiner Kreis von Studenten, die es aufgriffen und weiterverbreiteten.
So, dachten Hans und seine Freunde, sollte eine Zelle nach der andern in den großen Städten entstehen, von denen aus der Geist des Widerstandes sich nach allen Seiten verbreiten sollte."

In der Ausgabe von 1993/2016 folgt auf diesen Absatz direkt ein weiterer Absatz über die „Widerstandsorganisation Harnack/Schulze-Boysen, die einem Massaker des Volksgerichtshofs zum Opfer fiel. Bekannt geworden war diese Gruppe unter dem Suchnamen der Gestapo ‚Rote

Kapelle'." Dieser Absatz fehlt in der Ausgabe von 1952 noch ganz.

Es gibt dann Absätze mit Umformulierungen, die man „diffizil" nennen könnte, so z.B. die „Perikope", wo die Heranwachsenden im Elternhaus zum ersten Mal etwas von KZs erzählt bekommen.

S. 16 (1952):
„Unser Vertrauen hatte einen Riß bekommen, und die alte, frische Begeisterung wurde von quälender Enttäuschung bedrängt. War das nicht nur ein böser Traum, von dem wir am andem Morgen erwachen würden? In unseren Herzen entbrannte ein heftiger Kampf. Wir versuchten, unsere alten Ideale gegen alles, was wir erlebt und gehört hatten, zu verteidigen."

S. 18 (1993):
„War aber die quälende Enttäuschung vielleicht nur ein böser Traum, von dem wir am andern Morgen erwachen würden? In unseren Herzen entbrannte ein heftiger Kampf. Wir versuchten, unsere alten Ideale gegen alles, was wir erlebt und gehört hatten, zu verteidigen."

Also nichts mehr vom früheren „Vertrauen" und „frischer Begeisterung" für die Ideale des Hitlerismus bei den Jugendlichen. Es hat ja absurde Vorwürfe gegeben, dass die Mitglieder der Weißen Rose nicht gleichsam schon von

Geburt an astreine Widerstandskämpfer gewesen seien, und die Umformulierung des genannten Absatzes scheint mir eine Reaktion darauf, eine Zurücknahme des früher spontan Gesagten zu sein; die Formulierung von 1952 kommt mir ehrlicher vor.

Neue Einschätzungen sind hinzugekommen. Bei der Beschreibung der Anfänge der Weißen Rose und ihrer Mitglieder kommt Inge Scholl auch auf Alexander Schmorell („Alex“, „Shurik“) zu sprechen.

Schon in der „mittleren“ Ausgabe von „Mai 1955 / 591.-605. Tausend: Mai 1987“ steht hier auf S. 32 (bzw. auf Seite 27 der Ausgabe von 1993):

„Ich bin überzeugt, daß die Initiative zu den Widerstandsaktionen der Weißen Rose von ihm zusammen mit Hans ausgegangen ist.“

In der Ausgabe von 1952 (S. 27) fehlt diese Einschätzung noch.

Nächstes: man glaubt ja, dass ein wörtliches Zitat ein wortwörtliches bleibt, aber auch hier fand ich eine Änderung, wo die Mitglieder der Weißen Rose zusammentreffen und Prof. Kurt Huber in der Ausgabe von 1952 schließlich so spricht (S. 44):

„Vielleicht gelingt es, in letzter Stunde gemeinsam die Tyrannis abzuschütteln und mit den anderen Völkern Europas diesen wunderbaren Augenblick zu erkennen, um eine neue, menschlichere Welt aufzubauen, in der die Nationen und Staaten sich als Nachbarn fühlen und nicht als Feinde.“

Und in der Ausgabe von 1993 (S. 44) so:
„Vielleicht gelingt es in letzter Stunde, die Tyrannis abzuschütteln und den wunderbaren Augenblick zu nützen, um gemeinsam mit den anderen Völkern Europas eine neue, menschlichere Welt aufzubauen.“

Nun zur quantitativ größten Differenz bei den Ausgaben, und zwar geht es um die Schilderung des Gefängnisaufenthaltes von Sophie und Hans Scholl.

In der Ausgabe von 1952 fängt es auf S. 63 damit an:

„Else Gebel, die mit Sophie eine Zelle teilte, berichtete uns 1945:“ Es folgt nun der Bericht der Else Gebel von S. 63 bis S. 72.

Gleich daran anschließend geht es mit einem Bericht über Hans Scholl weiter, der so eingeleitet wird:

„Helmut F. war ein argloser, einfacher Bauernbursche, der als Senne in den bayerischen Bergen lebte. Wegen eines unvorsichtigen Wortes gegen Hitler war er ins KZ gekommen und hernach zu irgendeinem Dienst im Wittelsbacher Palais, dem Münchener Gestapogefängnis, abkommandiert. Während der viertägigen Haft meines Bruders teilte er mit ihm die Gefängniszelle. Er berichtete uns folgendes:“

Es folgt nun der Bericht dieses „Helmut F.“ bis S. 74.

Diese beiden insgesamt ca. 10 Seiten langen Berichte fehlen in den späteren Ausgaben ganz bzw. sie werden nur noch als „Steinbruch“ verwendet, um anderes Geschehen, z.B. der Angehörigen, miteinzubeziehen. In der Ausgabe von 1993 wird das „Fräulein Gebel“ auf S. 176 wenigstens wieder erwähnt (im neu hinzugekommenen Anhang „Robert Mohr, Kriminalobersekretär bei der Gestapo München, Vernehmungsbeamter von Sophie Scholl und anderen Beteiligten des Kreises der Weißen Rose“), während im Haupttext der Ausgaben von 1987 und 1993 nur wiederholt von einer „Mitgefangenen“ gesprochen wird.
Ich lese den Traum der Sophie Scholl im Gefängnis, direkt berichtet von Else Gebel in der Ausgabe von 1952 auf S. 71:

„Du bist sofort munter und erzählst mir, noch im Bett sitzend, deinen Traum: ‚Ich trug an einem sonnigen Tag ein Kind in langem weißen Kleid zur Taufe. Der Weg zur Kir-

che führte einen steilen Berg hinauf. Aber fest und sicher trug ich das Kind in meinem Arme. Da plötzlich war vor mir eine Gletscherspalte. Ich hatte gerade noch soviel Zeit, das Kind sicher auf die andere Seite niederzulegen -- dann stürzte ich in die Tiefe.'
Du legtest dir den Traum so aus: Das Kind im weißen Kleid ist unsere Idee, sie wird sich trotz allen Hindernissen durchsetzen. Wir durften Wegbereiter sein, müssen aber vorher sterben, für sie."

Ich vergleiche diese direkte Schilderung mit der Ausgabe von 1993 (S. 60) und sehe, dass der Traum genau gleichlautend wiedergegeben ist, nur dass vor der Traumdeutung dieser erläuternde Satz eingeflochten ist: „Sie versucht ihrer Mitgefangenen gleich den Sinn dieses einfachen Traumes zu erklären."

Dennoch finde ich noch einen kleinen Unterschied zum Bericht der Else Gebel im Vergleich zur Ausgabe von 1952, denn in dem Buch von Hermann Vinke[49], wird auf S. 153 der Bericht mit diesen Worten eingeleitet: „Vor mir liegt Dein Bild, Sophie, ernst, fragend, zusammen mit Deinem Bruder und Christoph Probst aufgenommen. Als ob Du ahnen würdest, welch schweres Schicksal Du erfüllen mußt, das Euch drei im Tode vereint."

[49] Herman Vinke: Das kurze Leben der Sophie Scholl, Ravensburg 1980 (Ravensburger Taschenbuch), 1986.

Aber das ist eine Kleinigkeit, die ich nur noch der Vollständigkeit halber aufliste.

Abschließend noch über einen Absatz, der uns wieder zum „Diktum der Sophie Scholl“ zurückführt. Es ist meines Erachtens die qualitativ gewichtigste Änderung.

Gemeint ist die Flugblatt-Szene beim Lichthof der Universität.

Dazu die Erstausgabe von 1952 (S. 61):

„Mittlerweile hatten die beiden die Universität erreicht. Und da in wenigen Minuten die Hörsäle sich öffnen sollten, legten sie rasch entschlossen die Flugblätter in den Gängen aus und leerten den Rest ihres Koffers vom obersten Stock in die Eingangshalle der Universität hinab. Erleichtert wollten sie die Universität verlassen. Aber zwei Augen waren ihnen zuvorgekommen. Diese Augen waren vom Herzen ihres Besitzers gelöst und zu automatischen Linsen der Diktatur geworden. Sie gehörten dem Hausmeister, der die Geschwister durch einen unglücklichen Zufall entdeckt hatte und sofort alle Türen der Universität schließen ließ. Damit war das Schicksal der beiden besiegelt.“

Man vergleiche das mit der Ausgabe von 1987 (S. 71):

„Mittlerweile hatten die beiden die Universität erreicht. Und da in wenigen Minuten die Hörsäle sich öffnen sollten, legten sie rasch entschlossen die Flugblätter in den Gängen aus und leerten den Rest ihres Koffers vom zweiten Stock in die Eingangshalle der Universität hinab. Aber zwei Augen hatten sie erspäht. Sie hatten sich vom Herzen ihres Besitzers gelöst und waren zu automatischen Linsen der Diktatur geworden. Es waren die Augen des Hausmeisters. Alle Türen der Universität wurden sofort geschlossen. Damit war das Schicksal der beiden besiegelt.“

1952 steht hier noch: „Erleichtert wollten sie die Universität verlassen.“ Als ob sie ahnungslos gewesen und eben nur durch einen „unglücklichen Zufall“ entdeckt worden seien. Die spätere Fassung erweckt zudem den Eindruck, dass nicht nur der Hausmeister „sofort alle Türen der Universität schließen ließ“, sondern sie „wurden sofort geschlossen“, als ob man auch hier was geahnt hätte.

Die Passage der Ausgabe von 1952 impliziert, dass die Gesschwister Scholl überrascht worden seien, ahnungslos und leichtfertig, vielleicht sogar verantwortungslos gehandelt hätten[50]; und ich übertreibe wahrlich nicht, denn selbst

---

[50] „Als er [Kurt Huber] von den Vorgängen im Lichthof der Universität hörte, waren seine ersten, menschlich verständli-

solche Auseinandersetzungen sind geführt worden: „Ebenso ablehnend wurden auch Hinweise bewertet, wonach die Geschwister Scholl möglicherweise unter Einfluss von Betäubungsmitteln standen, als sie die Flugblätter übermütig oder realitätsfern im Lichthof der Universität München verstreuten.“[51]

Nun lese man nochmals im Bericht des Wilhelm Geyer:

„Sophie kam nach dem Konzert noch aufs Atelier zu einer Tasse Kaffee. Bei dieser Gelegenheit sagte sie: ‚Es fallen so viele Menschen für dieses Regime, es ist Zeit, daß jemand dagegen fällt.‘
Sie wußten, daß sie von der Gestapo beschattet wurden und spielten mit dem Gedanken zu fliehen. Doch der Gedanke an die Familie und Freunde hielt sie davon ab.

---

chen Reaktionen: Mißbilligung des, wie er meinte, leichtsinnigen, ja sogar unverantwortlichen Verhaltens der Geschwister Scholl, tiefste Bestürzung und eine dunkle Vorahnung dessen, was auf ihn, seine Familie und seine Freunde zukommen würde.“ (Clara Huber: „… der Tod … war nicht vergebens“, Kurt Huber zum Gedächtnis, München 1986 (Nymphenburger), S. 20 („Rückblick auf vier Jahrzehnte“)).
[51] Ulrich Chaussy und Gerd R. Ueberschär: „Es lebe die Freiheit!“, Die Geschichte der Weißen Rose und ihrer Mitglieder in Dokumenten und Berichten, Frankfurt am Main 2013 (Fischer Taschenbuch, 2. Auflage), S. 15 (Einführung).

Wenn sie verhaftet werden sollten, dann nicht heimlich, sondern so, daß es die ganze Welt weiß. –
Damit erklärt sich wahrscheinlich ihr Verhalten bei der Flugblattaktion in der Universität."

Berichtet 1968. Wenn das stimmt, dann trifft natürlich die Schilderung im Buch „Die Weiße Rose" von 1952 überhaupt nicht zu.

Um ein Gefühl zu bekommen, wann der „Sprung" von der ursprünglichen zur neueren Fassung erfolgt sein könnte, besorge ich mir noch Ausgaben von „Die Weiße Rose" aus dem Jahr 1967 („273. - 285. Tsd."[52]) und 1980 („408. - 420. Tausend"), und stelle überrascht fest, dass es gar keinen „Sprung", sondern dass es ein stetiger Übergang gewesen, ist. Man liest hier auf S. 95 bzw. S. 75:

„Mittlerweile hatten die beiden die Universität erreicht. Und da in wenigen Minuten die Hörsäle sich öffnen sollten, legten sie rasch entschlossen die Flugblätter in den Gängen aus und leerten den Rest ihres Koffers vom obersten Stock in die Eingangshalle der Universität hinab. Erleichtert wollten sie die Universität verlassen. Aber zwei Augen hatten sie erspäht. Sie waren vom Herzen ihres Besitzers gelöst und zu automatischen Linsen der Diktatur

---

[52] Diese Jahresangabe findet sich nicht im Impressum, sondern auf dem hinteren Buckdeckel.

geworden. Es waren die Augen des Hausmeisters. Alle Türen der Universität wurden sofort geschlossen. Damit war das Schicksal der beiden besiegelt."

Das mit dem „unglücklichen Zufall" in der älteren Ausgabe fehlt hier schon und die Türen werden schon „geschlossen", aber noch findet sich hier das „Erleichtert wollten sie die Universität verlassen.", das in der Ausgabe von 1987 dann auch fehlen wird.

Nebenbei gesagt: die Ausgaben von 1967 und 1980 unterscheiden sich zwar nicht in der Lichthof-Perikope, aber die Ausgabe von 1980 ist gegenüber der von 1967 durch zwei Anhänge erweitert.

Erstens: der Haupttext der Ausgabe von 1967 endet noch mit einem Zitat von Johann Gottlieb Fichte; in der Ausgabe von 1980 findet sich nun, auf einer neuen Seite, vor den Flugblättern, ein ca. zehnseitiger Bericht über das Umfeld der Weißen Rose und deren Widerstand, z.B. über Hans [C,K]onrad Leipelt. Dazu kommt zweitens in der Ausgabe von 1980 ein gut zehnseitiges „Nachwort", das in späteren Ausgaben, zwar mit ähnlicher Absicht, aber inhaltlich doch stark abgewandelt, als „Bemerkungen zu den Zielen der Weißen Rose" erscheinen wird.

Und noch ein kleines Detail zur Lichthof-Perikope: bis einschließlich der Ausgabe von 1980 wurde der Koffer mit den Flugblättern im „obersten Stock“ geleert, in der Ausgabe von 1987 und 1993/2016 finde ich dann einen „zweiten Stock“. Ich habe mir die Räumlichkeiten angesehen: „oberster“ und „zweiter“ Stock sind meines Erachtens identisch (auch wenn noch eine weitere Treppe nach oben, zur Kuppel führt, aber das ist kein eigentlicher Stock mehr).[53]

Man kann sich verzetteln in der Ausgaben-Fülle und den vielen kleinen und großen Varianten. Aber generell zur Lichthof-Perikope: deren Änderungen durch Inge Scholl deuten auf ein grundlegend gewandeltes Verständnis der Vorgänge am 18. Februar 1943 hin: weg von einer zufällig-verantwortungslosen, hin zu einer wohlüberlegten Aktion, um vor der Verhaftung, die ohnehin gekommen wäre, noch ein möglichst aufsehenerregendes Zeichen zu setzen, und mit einem klaren „Diktum“. Den Bericht des Wilhelm Geyer kann man als deutlichen Beleg hernehmen, um die neuere Fassung der Lichthof-Perikope zu rechtfertigen.

IV.

---

[53] Siehe auch Smolka, Stein, Weigand: Ludwig-Maximilians-Universität München, Das Hauptgebäude, Regensburg 2017 (Schnell Kunstführer Nr. 2870).

Inge Scholl hat ein halbes Jahrhundert an der Ausgabe von „Die Weiße Rose“ gearbeitet, herumgefeilt, ergänzt, erweitert, verworfen usw.

Das Nachwort der Ausgabe von 1980 beginnt damit (S. 135):

„Dieses Buch bedarf eines Nachwortes. Geschrieben wurde es im Jahre 1947 für Schulklassen, für heranwachsende Menschen im Alter zwischen 13 und 18 Jahren – für die Kinder, die in der Hitlerjugend aufgewachsen waren und im Zweiten Weltkrieg ihre große Enttäuschung erlebt hatten. Für die Kinder, die ihre Eltern fragen mußten: Wie konntet ihr auf so etwas hereinfallen – und für die Eltern selbst, die zu einer Selbstbesinnung bereit waren. Dazu sollte dies Büchlein ein kleiner Beitrag sein. Es hat deshalb vielleicht zu manchen Mißverständnissen geführt.“

Im Katalog zum Nachlass der Inge Aicher-Scholl des Instituts für Zeitgeschichte (Signatur ED 474, „Findmittel“[54]) finde ich auf S. 430: „Band 292 / Enthält: Biographische Texte [Teil 2]. / Gesperrt bis 2013 / U.a.: Inge Aicher-Scholl: Die weiße Rose (Manuskript, um das Schicksal der Geschwister Scholl für 10- bis 14-jährige Kinder verständlich zu machen) [zwei Versionen], 1948;“.

---

[54] http://www.ifz-muenchen.de/archiv/ed_0474.pdf

Begonnen hat es also 1947/48, und zwar als Kinder- und Jugendbuch, mit pädagogischen Absichten und als spontaner Erlebnisbericht, und auch schon damals mit unterschiedlichen „Versionen".

Inge Scholl lebte bis 1998. Sie hatte also wirklich ein „halbes Jahrhundert" Zeit, am Kerntext zu feilen und ihn durch vielfache Erweiterungen zu ergänzen und zu belegen. Die Ausgabe von 1993, mit den vielen Anhängen, scheint die letztgültige zu sein, die auch „meiner" Auflage von 2016 zugrunde liegen dürfte.

Was also als einfacher Erlebnisbericht begonnen hatte, wuchs zu einem größeren, nun auch wissenschaftlich besser abgesicherten Gesamtwerk heran. Inge Scholl schreibt dazu in den „Bemerkungen zu den Zielen der Weißen Rose" (Ausgabe 1987, S. 123):

„Im Laufe der Zeit kamen Dokumente ans Licht, die meine Aufzeichnungen durch wichtige Details präzisierten; sie gaben Hinweise auf Zusammenhänge und machten die politischen Konturen dieses Widerstandskreises sichtbarer. Dokumente und Spuren, Äußerungen und Berichte von Augenzeugen sind das Material, aus dem das Bild der Geschichte klar wird.
Zu den Flugblättern, den Anklageschriften und Urteilen des Volksgerichtshofs kamen Augenzeugenberichte von

Freunden aus dem Kreis der Weißen Rose, auch von Unbekannten. Sie brachten wenig Neues über das eigentliche Geschehen, doch vermittelten sie alle etwas von den Personen, von ihrer Atmosphäre, so subjektiv sie auch sein mochten. Sie sagten etwas über die Stimmung jener Zeit aus. Man darf von ihnen – von einigen Ausnahmen abgesehen – nicht eine Aussage zum Inhalt des Widerstandes der Weißen Rose, seiner Absichten und Aktionen erwarten; sie waren eher Geschichte vom Rand. Das zentrale Geschehen blieb ausgespart.
Das Schweigen war ein entscheidender Faktor in der Strategie des Widerstandes gegen Hitler. Niemand sollte mehr wissen, als unbedingt nötig war. So liegt zwangsläufig auch ein Schweigen über der Geschichte der Weißen Rose. Die eigentlich Zuständigen sind verstummt."

Die Überlieferungsgeschichte zum Buch „Die Weiße Rose" stellt sich also als überraschend komplex heraus. An dieses Buch haben sich sehr viele Interpretationen, Diskurse, Filme usw. angeschlossen. Je nachdem, welche Version des Buches dem jeweiligen Interpreten mehr oder weniger zufällig zur Verfügung gestanden hat, sind wahrscheinlich recht unterschiedliche Sichtweisen daraus hervorgegangen, speziell die Lichthof-Szene mag man dafür als typisches Beispiel nehmen (und ich werde z.B. bei den Verfilmungen nun auf solche Nuancen vielmehr achten). Es ist sogar vorstellbar, dass manche Kontroversen dadurch geprägt wa-

ren, dass sich die Kontrahenten, ohne davon zu wissen, auf unterschiedliche Ausgaben des Buches stützten und deshalb gewissermaßen „aneinander vorbei geredet“ haben.

Ich wurde feinfühliger gegenüber dem Buch. Anfangs hatte ich mich z.B. gefragt, wie man die „Weiße Rose“ eigentlich schreibt, und klar, bezüglich der neuen Rechtschreibung und weil es ein Eigenname ist, habe ich auf „Weiße Rose“ getippt (und ich hätte eigenwillig auch dann auf dieser Schreibweise bestanden, wenn die gebräuchliche noch „weiße Rose“ gewesen wäre).

Doch selbst diese Frage findet sich in der Überlieferungsgeschichte des Buches dargestellt: bei den mir vorliegenden Ausgaben lautet der Titel bis einschließlich 1980 „Die weiße Rose“, ab 1987, also noch vor der großen Rechtschreibreform, „Die Weiße Rose“.

Dann gibt es noch die Umschläge, ihre Gestaltung, die Umschlagstexte und Anpreisungen, die Fotografien der Weiße-Rose-Mitglieder, die Ikonografie, auch das alles hat eine eigene Geschichte, nichts davon blieb sich völlig gleich.

Zur Ikonografie: bei meiner Ausgabe von 1952 steht im Impressum: „Schutzumschlag und Einband: Otl Aicher.“, oder in der von 1967 „Umschlagentwurf Otl Aicher“, oder in der von 1987 „Umschlaggestaltung Otl Aicher“, er ist

also der Urheber, insbesondere auch vom „Logo“ der Weißen Rose; vermutlich soll es eine Rosenblüte symbolisieren, und Wikipedia schreibt dazu: „Es sind Sträucher mit meist auffälligen, fünfzähligen Blüten.“ Auch beim Weiße-Rose-Logo sind es ja stilisierte fünfzählige Blüten, und das korrespondiert genau mit dem studentischen „Kern“ der Weißen Rose: Hans und Sophie Scholl, Alexander Schmorell, Willi Graf und Christoph Probst, von denen auch schon in der Ausgabe von 1952 deren Fotografien wiedergegeben sind; in der Ausgabe von 1980 finde ich dann zusätzlich ein Foto von Prof. Kurt Huber, und auch die Ausgabe von 2016 beschränkt sich auf diese sechs Personen.[55] Allerdings (wie nicht anders zu erwarten), kommen in den Ausgaben von „Die Weiße Rose“ durchaus unterschiedliche Fotografien ihrer Mitglieder vor. All dies ist Teil der schon genannten komplizierten Überlieferung.

---

[55] Karl Vossler spricht in seiner „Gedenkrede für die Opfer an der Universität München“ (München 1947), anlässlich der Einweihung der Gedenktafel am 2. November 1946, von den „Sieben unserer Universität“ (S. 20): „Als Letzter dieses Kreises wurde Hans-Karl[!] Leipelt am 8. Oktober [1943] verhaftet und am 29. Januar 1945 hingerichtet.“ (S. 17). Näheres zu Hans-K[C]onrad Leipelt siehe Marie-Luise Schultze-Jahn: „... und ihr Geist lebt trotzdem weiter!“, Widerstand im Zeichen der Weißen Rose, Berlin 2004 (2. Auflage).

Vor mir liegen also fünf Auflagen/Ausgaben des Buches „Die Weiße Rose“. Zusammenfassend und zum Überblick, worin sie sich also im Großen unterscheiden, hier nochmals deren Kenndaten und Inhaltsangaben:

Inge Scholl: Die weiße Rose, 110 Seiten
3. Auflage, gebundene Ausgabe mit Schutzumschlag
„Copyright 1952 by Verlag der Frankfurter Hefte“
Inhalt: Die weiße Rose / Die sechs Flugblätter

Inge Scholl: Die weiße Rose, 159 Seiten (Taschenbuch)
„In der Fischer Bücherei / Mai 1955 / Ungekürzte Ausgabe“
„Copyright 1953 by Verlag der Frankfurter Hefte“
Buchrücken-Aufdruck: „273. - 285. Tsd. Juni 1967“
Inhalt: Geleitwort Theodor Heuss[56] / Die weiße Rose / Die sechs Flugblätter

Inge Scholl: Die weiße Rose, 147 Seiten
„408. - 420. Tausend: Dezember 1980“
Inhalt: Geleitwort Theodor Heuss / Die weiße Rose + Bericht[57]/ Die sechs Flugblätter / Nachwort[58]

---

[56] „Aus den Grußworten des Bundespräsidenten an die Berliner und Münchner Studenten zur Gedächtnisfeier am 22. Februar 1953.“

[57] Bericht (ohne Titel) über weitere Aktivitäten und Aktivisten im Umfeld der Weißen Rose.

Inge Scholl: Die Weiße Rose, 133 Seiten
„Erweiterte Neuausgabe" / „Durchgesehene Neuausgabe"
591. - 605. Tausend: Mai 1987
Inhalt: Geleitwort Theodor Heuss / Die Weiße Rose + Bericht / Die sechs Flugblätter / Bemerkungen zu den Zielen der Weißen Rose (anstelle von „Nachwort")

Inge Scholl: Die Weiße Rose, 206 Seiten
Frankfurt am Main, Mai 1955 / Neuausgabe: Februar 1993
16. Auflage: Mai 2016 (keine Angaben zur Auflagenzahl)
Inhalt: Vorbemerkung von Ilse Aichinger / Die Weiße Rose + Bericht / Die sechs Flugblätter / Bemerkungen zu den Zielen der Weißen Rose / Urteile des Volksgerichtshofs / Augenzeugenberichte / Reaktionen und Stimmen

V.

Könnte es noch weitere Varianten geben, gar Seitenlinien zu denen aus Frankfurt und dem Fischer-Verlag? Buchclub-Ausgaben sind so ein Kandidat. Meistens sind sie gebunden, sind gestalterisch etwas anders aufgemacht, haben oft, vermutlich aus Lizenz- oder sonstigen Rechtsgründen, z.B. auch andere Geleit- oder Nachworte, Fotos usw.

---

[58] Vor mir liegt nun auch eine Ausgabe „333.-340. Tausend: März 1973". Diese ist seiten- und gestaltungsgleich mit der von 1980.

Vor mir liegt also ein Bertelsmann-Exemplar: „Lizenzausgabe mit Genehmigung des S. Fischer-Verlages GmbH“, Gütersloh, keine Jahresangabe. Äußerlich gleicht es den Taschenbuch-Ausgaben gar nicht: ein dunkelorangener Schutzumschlag betitelt mit „Inge Scholl / Die Weiße Rose“ und mit einem der bekanntesten Fotos[59], aber ohne das von Otl Aicher entworfene Logo. Inhaltlich stimmt es, von kleineren gestaltlichen Änderungen abgesehen, mit der Taschenbuch-Ausgabe vom „Mai 2016“ fast überein, mit einer Ausnahme: die „Vorbemerkung“ der Ilse Aichinger fehlt, stattdessen erscheint als Geleitwort der Text von Theodor Heuss, wie bei den älteren Taschenbuch-Ausgaben.

Die Schweiz. Vielleicht ein Vorwort von Friedrich Dürrenmatt oder Max Frisch? Ich besorge mir „Die Weiße Rose“, „Lizenzausgabe für den Buchclub Ex Libris Zürich 1985“, „© 1982 S. Fischer Verlag GmbH“. Eine sehr gediegene Ausgabe, wieder mit dem Foto von Jürgen Wittenstein auf dem Schutzumschlag und mit demselben Inhalt wie die Bertelsmann-Ausgabe, kein „Dürrenmatt“. Aber mit einer Jahreszahl versehen: 1985 (1982). Gebundene Ausgabe! Mit dem zusätzlichen Material, das in der Taschenbuch-Ausgabe von 1987 noch ganz fehlt. Und nun besorge ich

---

[59] „Umschlagfoto: Jürgen Wittenstein“ steht auf dem Klappentext. Und bei Wikipedia steht: „Sein Foto der Geschwister Scholl und Christoph Probst vom 24. Juli 1942 wurde weltbekannt.“

mir auch noch die gebundene Ausgabe von 1982 direkt des S. Fischer Verlags Frankfurt/M. („Fischer Bibliothek“) und sehe: hier bereits sind alle Anhänge enthalten, also auch der Bericht Wilhelm Geyers, die in den Taschenbüchern erst fünf oder zehn Jahre später erschienen sind. Je nach Geld oder Zufall hatte man also lange Zeit mehr oder weniger Information über die Weiße Rose zur Verfügung.

Die DDR. Vielleicht ein Vorwort von Stephan Hermlin oder Christa Wolf? Nichts dergleichen. Vor mir liegt eine gebundene Ausgabe von „Die Weiße Rose“: „1. Auflage, Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Berlin 1986“ als Lizenzausgabe des S. Fischer Verlags 1982. Der Schutzumschlag ist ganz anders gestaltet (Pflastersteine, über die Flugblätter verstreut sind), aber inhaltlich entspricht diese Ausgabe den eben schon genannten, mit all den späteren Anhängen. Nur ein Beitrag, soweit ich sehe, fehlt: das Geleitwort von Theodor Heuss. Auffallend auch diese Kleinigkeit: die beiden letzten Beiträge bei „Reaktionen und Stimmen“, und somit gleichsam die Schlusswörter des Buches, sind in der originalen S. Fischer-Ausgabe „Kurt R. Großmann“ gefolgt von „Bischof Eivind Berggrav“, während in der DDR-Ausgabe diese Reihenfolge vertauscht ist, aus welchen Gründen auch immer.

Ob es schon vor 1986 Ausgaben von Inge Scholls „Die Weiße Rose“ in der DDR gegeben hat, weiß ich nicht, aber

es hat durchaus eine eigenständige Rezeptionskultur zu dieser Widerstandbewegung gegeben, z.B. ab 1967 eine Oper „Die Weiße Rose“ von Udo und Ingo Zimmermann.

1968 erschien im „Union Verlag (VOB) Berlin“ das Buch „Wir schweigen nicht! Eine Dokumentation über den antifaschistischen Kampf Münchener Studenten 1942/43. Herausgegeben und mit einer biographischen Skizze der Geschwister Scholl eingeleitet von Klaus Drobisch.“ Mit etwas anderer Dokumentation als „im Westen“. Z.B. „Das Gedicht Johannes R. Bechers auf die Geschwister Scholl und Christoph Probst“ (S. 171-183). Betitelt ist dieser „Roman in Versen“[60] bzw. Vers-Epos eigentlich mit „Die drei“, und es ist auch ein Loblied auf die „Dreiheit“, und konnte nur deshalb so geschrieben werden, weil damals viele Informationen fehlten und dadurch auch „falsche“ Titel wie „Die drei“ möglich wurden. Denn erschienen ist dieses Gedicht schon im Juli 1943 in „Internationale Literatur, Deutsche Blätter“, Heft 7, Moskau.

„Moskau“. Nimmt man noch „London“ hinzu, also die BBC-Ansprache von Thomas Mann am 27. Juni 1943[61]: so

---

[60] Vgl. auch Johannes R. Becher: Romane in Versen 1935-1945, Berlin 1959 (Aufbau-Verlag).

[61] Bei Drobisch steht dieses Datum, in den Ausgaben von Inge Scholl „Die Weiße Rose“ ein „Mai 1943“. Drobisch scheint genauer zu sein, denn auf Seite 696 in „Thomas Mann: Zeit und

sieht man gleich, dass die Aktionen der Weißen Rose unmittelbar, also noch mitten im Weltkriegsgeschehen, eine große Resonanz in „Ost und West“ hervorgerufen haben, und es waren ja nicht nur Thomas Mann und Johannes R. Becher, die damals „aufgerufen“ oder „gewürdigt“ hatten.

In wieviele andere Sprachen „Die Weiße Rose“ bisher übersetzt wurde, habe ich nicht herausbekommen. Vermutlich viele, und neue kommen hinzu. So steht im „Tätigkeitsbericht 2015“ der „Weiße Rose Stiftung e.V.“:
„2013 begann das Weiße Rose Projekt in Brasilien mit der Initiative junger Germanistikstudentinnen der Universität Sao Paulo und ihrer Dozentinnen. Sie gaben eine brasilianische Übersetzung des Buches von Inge Aicher-Scholl ‚Die Weiße Rose‘ in Brasilien heraus, die bereits in zweiter Auflage erscheint. Das Buch ‚A Rosa Branca‘ wird zusammen mit unserer Wanderausstellung präsentiert.“

Vor mir liegt: „The White Rose, Munich 1942-1943, Inge Scholl, Introduction by Dorothee Sölle, Translated by Arthur R. Schultz.“ Keine englische, sondern eine US-Ausgabe: „University Press of New England, Hanover /

Werk; Tagebücher, Reden und Schriften zum Zeitgeschehen, Berlin 1956 (Aufbau)“ steht ein „27. Juni 1943“. Darüberhinaus kennzeichnet Drobisch seinen abgedruckten Text als einen Auszug („…“), während bei Inge Scholl der Eindruck erweckt wird, als handle es sich um die gesamte Rede.

Wesleyan University Press". Second Edition 1983. „The first edition was titled *Students Against Tyranny*".

Umschlaggestaltung (mit einer „echten" Rose), Geleitwort, Dokumentenanhang usw. unterscheiden sich deutlich von den deutschsprachigen Ausgaben.

Aber zunächst lese ich die Lichthof-Szene (S. 52):
„In the meantime they had arrived at the university, and since the lecture rooms were to open in a few minutes, they quickly decided to deposit the leaflets in the corridors. Then they disposed of the remainder by letting the sheets fall from the top level of the staircase down into the entrance hall. Relieved, they were about to go, but a pair of eyes had spotted them. It was as if – (they belonged to the building superintendent) – had been detached from the being of their owner and turned into automatic spyglasses of the dictatorship. The doors of the building were immediately locked, and the fate of brother and sister was sealed."

Das ist jedenfalls die neuere Version, wo Zufall und Ahnungslosigkeit schon zurückgedrängt sind, der Haupttext der englischen Ausgabe ist also auf aktuellem Stand.

Das Vorwort stammt von Dorothee Sölle: „Introduction to the Second Edition: The Legacy of the White Rose" und ist

mir aus keiner deutschen Ausgabe bekannt geworden, hier sind es ja die Geleitworte Theodor Heuss‘ und später Ilse Aichingers.

Sölles Einleitung setzt einen neuen Akzent: die Friedensbewegung. „But, in my opinion, the new interest in the White Rose goes beyond both legitimate and distorted concerns for the German past. It is rooted in the German political and spiritual situation that arose after December 12, 1979. This date marks a watershed, signaling the end of the post-World War II period.“ (S. XII) Mit dem Datum ist der Nato-Doppelbeschluss gemeint. Die Deutschen, im Gefolge der Weißen Rose, gegen Reagan und die Amis? Der Vergleich hinkt, und dennoch endet die Einleitung damit: „Sometimes I have this nightmare that my children will later approach me and ask, ‚Mom, what did you do when Ronald Reagan laid the groundwork for the nuclear Holocaust?‘ No matter what, I would not be able to say that I did not know. All of us know. We do know, and we have to act in one way or another. That is the legacy of the White Rose.“ (S. XIV)

Folgt der Hauptteil, dann die Flugblätter. Dann: „Concluding Remarks (1969)“, also das „Nachwort“, das dann später in die „Bemerkungen zu den Zielen der Weißen Rose“ umgeschrieben worden ist.

Bei den „Documents“ handelt es sich um eine ganz eigenständige Zusammenstellung. Zunächst die Urteile des Volksgerichtshofes. Anschließend (Document 4) der Bericht der Else Gebel „To the Memory of Sophie Scholl“; und man erinnert sich: in den Erstausgaben von „Die Weiße Rose“ kam dieser Bericht noch namentlich im Haupttext vor, in den späteren Ausgaben ist der Bericht ganz weggelassen worden bzw. erscheint nur noch in stark gekürzter, anonymer und indirekter Rede. Der Eindruck bestätigt sich auch hier wieder: je nach Ausgabe des Buches, die man mehr oder weniger zufällig erworben hat, erhält man ganz unterschiedliche Informationen über die Weiße Rose und es entstehen daraus auch, vermutlich, spezifische Diskurse bzw. Diskussionsstände.

Anschließend zeitgenössische deutsche Presseberichte, Stellungnahmen, u.a. die BBC-Rede von Thomas Mann, und ganz zum Schluss das ehemalige Geleitwort bei den deutschen Ausgaben: „Extract from the Address by President Heuss of the Federal Republic of Germany to the Students of Berlin and Munich on the Occasion of the Memorial Ceremony Held on February 22, 1953.“

Wilhelm Geyers Bericht fehlt in dem US-Buch und somit auch das „Diktum der Sophie Scholl“. Es ist dennoch anderweitig bekannt geworden: „So many people have al-

ready died for this regime that it's time someone died against it."[62]

VI.

Ernst Bloch in „Atheismus im Christentum" 18.1:

„Es gibt nichts, woran nicht schlecht oder recht geändert worden wäre. Am wenigsten blieb ein dichterischer Entwurf, durchgesehen, wie er zuerst war. Ja es dürfte die Stümper vom Meister auch darin unterscheiden, daß dieser zu streichen, abzuschlagen versteht wie an einer entstehenden Bildsäule. Da kann gewiß auch mehreres verschlechtert werden und, im Vermehrenden, des Guten zuletzt zuviel getan: die Hand von der Tafel, lautet daher ein römischer Rat. Doch wird auch durch Streichungen, gar Ergänzungen meist nicht unkenntlich gemacht, im Gegenteil, die Sache soll immer deutlicher herfür. Da gibt es zuletzt auch das Recht auf eine sogenannte Ausgabe letzter Hand; das gerade bei kanonischem Anspruch. Freilich bleiben hierbei, bei solcher Art Durchsicht, erstens die früheren Texte erhalten, nun als Vorabdrucke, sozusagen. Ein Vergleich ist dadurch möglich, sofern sich das lohnt,

---

[62] Anton Gill: An Honourable Defeat, The Fight against National Socialism in Germany, 1933-1945, London 1994/95, Mandarin Paperback, S. 193. Gill gibt für das Zitat keine besondere Quelle an.

und nur von wenigen Schriftstellern wurde er gescheut. Sodann vor allem, hat dort, wo es, wie meist, mit rechten Dingen zugeht, jede Veränderung im Text das Gute von vorher erhalten; verbessert, deutlicher gemacht und keineswegs verkehrt. All das muß vorausgeschickt werden, damit auch bei verändertem Text das Maß gesehen werde, das ihn von entstelltem trennt."

Letztlich gilt das auch für Inge Scholls „Die Weiße Rose": ein halbes Jahrhundert wurde daran gefeilt, und insofern ist die letzte Ausgabe aus ihrer Hand auch die beste. Mit einer merklichen Einschränkung: unerklärlich ist, dass die Berichte der Else Gebel und des „Helmut F." nur in der ersten Auflage vorkommen. Bei zukünftigen Auflagen sollten sie in den dokumentarischen Anhang mit aufgenommen werden.

Bloch zitiert Raabe: „Herr, meine tägliche Illusion schenke mir heute.“

Ernst Bloch in „Atheismus im Christentum“ (Kapitel 50): „Falsch und kapitulierend genug klingt statt dessen das sogenannte Gebet beim Aufstehen, das auch den üblich Frommen ehrlicherweise geblieben ist, und das ihnen nur lauten kann, in Wilhelm Raabes genauer Travestie: ‚Herr, meine tägliche Illusion schenke mir heute.‘“

Man muss heutzutags wohl betonen, dass diese „genaue Travestie“ sich auf das berühmteste Gebet der Christenheit, das „Vaterunser“ bezieht: „unser tägliches Brot gib uns heute“. Denn die Leute lesen ja nicht einmal mehr Bloch, und schon gar nicht die Bibel. Und finden dadurch das Raabe-Zitat weder witzig noch tiefsinnig.

Wo aber findet sich „tägliche Illusion“? Bei Bloch ist nur „Raabe“ angegeben; „das Internet“ verweist mich aber irgendwie auf die Erzählung „Vom alten Proteus“, erstmals 1875 in „Westermanns Monatsheften“ veröffentlicht.

Und so lese ich denn Wilhelm Raabe zum erstenmal. Vor mir liegt also diese „Sommer-“ und Gespenstergeschichte, in Fraktur und ohne Jahr, von der Aufmachung und Rechtschreibung her würde ich sagen: um 1900 herum heraus-

gegeben: „Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst – Herrmann Klemm“, auf 164 Seiten.

Raabe hatte ich mir immer etwas bieder, altbacken, gemütlich vorgestellt, doch das Gegenteil ist der Fall, er ist voller Witz, Polemik, Abschweifungen, Andeutungen usw., und deshalb nicht gerade leicht zu lesen. Belege?:

1. Romano Guardini: „... Größe eigener Art; alles andere als klassisch; alles andere als klar oder gar monumental. Verzwickt ist diese Größe; mit vielfacher Reflexion und Ironie und seltsamer Dialektik in sich selbst verfaltet. Unberechenbar, fast chaotisch in der Linienführung, so daß man oft den Eindruck hat, der Erzähler lasse die Gedanken laufen, wie sie wollen; dennoch wacht ein sauberer Kunstverstand und lenkt Begebnisse, Bilder, Gedanken und Stimmungen bis in die feinsten Akzente, wie im Liniengewirr der alten Steinmetzen und Miniatoren.“ Über W. Raabes „Stopfkuchen“, 1932.[63]
2. Volkmar Sander: „Raabes Werk gehört damit zweifellos eher in die Nachbarschaft von Joseph Conrad, Melville, James Joyce und Th. Mann als in die seiner deutschen Zeitgenossen Stifter, Storm, Meyer, Freytag und Fontane.“ Deutsche Romantheorien, 1968.[64]

---

[63] Zit. n. Hans Oppermann: Wilhelm Raabe, Reinbek bei Hamburg 1970 (Rowohlts Monographien), S. 144.
[64] Ebd., S. 145.

Sechstes Kapitel, Seite 75, also gut die Hälfte gelesen, und hier ist das Zitat:
„Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!“
Leicht enttäuschend! Denn bei Bloch hört es sich etwas anders und witziger an, zur Erinnerung:
„Herr, meine tägliche Illusion schenke mir heute.“

Im Kontext lautet das Raabe-Zitat (und man bekommt dann auch eine Ahnung von seinem Schreibstil):
„Der Mann hat recht! Der Mann ist glücklich, während der große Genius, der vorhin erwähnte Poet sich's ausmalt, wie Homeros den König Alexander den Großen zwang, um das Grabmal des Achilleus zu laufen, — und sich den Kopf darüber zerbricht, wie nun *er* es anfangen soll, einen künftigen Heros zu bewegen, sich seines Opus wegen außer Atem zu bringen und in Schweiß zu setzen. Daß das seine Schwierigkeiten hat, weiß er, und daß, zum Exempel, Kaiser Wilhelm und Bismarck sich nicht drauf einlassen würden, weiß er auch. Zu Tische kann er mit der Gewißheit ja auch gehen; aber ob auch ihn das Essen für seinen geistigen Kummer entschädigt, ist eine andere Frage. Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!“

Nun, die erste Frage lautet natürlich: habe ich überhaupt das richtige Zitat gefunden, vielleicht gibt es ein ähnliches Zitat bei Raabe? Die Frage ist relativ einfach zu beantwor-

ten, denn: in den 1960er-Jahren wurde die 26-bändige (dazugezählt ein Doppelband und fünf Ergänzungsbände) „Braunschweiger Ausgabe“ sämtlicher Werke Raabes herausgegeben, und sie wurden von der Bayerischen Staatsbibliothek digitalisiert. Diese durchsucht ergibt: kein ähnliches Zitat. D.h. Bloch hat nicht genau zitiert, eher aus dem Gedächtnis. In „Das Prinzip Hoffnung“, ziemlich am Ende des ersten (von drei) Bänden zitiert Bloch es nochmals und wieder etwas anders und ohne diesmal Raabe zu nennen: „Unsere tägliche Illusion gib uns heute.“ Man hat jetzt drei Zitate zur Auswahl und kann ganz nach persönlichem Geschmack oder den Umständen entsprechend das treffendste wählen.

Verwendete Raabe überhaupt in seinen Werken „Illusion(en)“? Viel öfter als „Selbsttäuschung“! Auch im letzten, 12. Kapitel von „Der alte Proteus“ kommen sie einmal vor: „erhalten wir uns unsere Illusionen solange als möglich!“

Ich frage mich weiter, ob es zur „täglichen Selbsttäuschung“ vielleicht sogar eine Variante gäbe, die auf „tägliche Illusion“ deutet. Vielleicht hat ja ein allzu deutscher „Setzer“ das Fremdwort stillschweigend eingedeutscht, oder es gibt briefliche Andeutungen oder Tagebuchaufzeichnungen.

In den Anmerkungen der Braunschweiger Ausgabe finden sich tatsächlich Hinweise, dass die Setzer öfters in Raabe-Texte eingegriffen haben und es ist auch einmal von einer „Pedanterie des Setzers“ die Rede.[65]

Aber im Anmerkungsteil steht auch: „Es ist angesichts der auffüllenden, nicht kürzenden Arbeitsweise Raabes zu beachten, daß sentenzhafte Wendungen häufig erst im letzten Stadium der Arbeit, erst während der Herstellung der endgültigen Fassung dem Texte zuflossen. … Der Satz: *Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!* wurde erst in das Druckmanuskript nachträglich eingefügt“.[66]

Es gibt also keine „Nebenüberlieferungen“ oder dergleichen, der Satz steht wie er ist, und zählt, einzeln gesehen, zu den gewichtigsten überlieferten Sätzen Raabes, und konnte insofern auch zu einem geflügelten Wort werden, wo spätere aus „Selbsttäuschung“ eben „Illusion“ machten.

Gewichtig! Im Ergänzungsband 4 der Braunschweiger Ausgabe, betitelt „Gespräche: Ein Lebensbild in Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen, heißt es in der Erinnerung von Hans Erich Blaich vom 28.9.1903 auf S. 175:

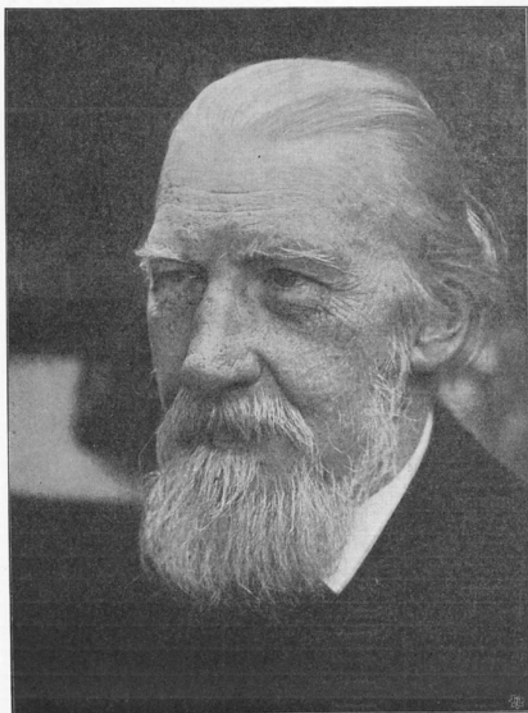
---

[65] Raabe, Braunschweiger Ausgabe, Band XII, Anhang, S. 529.
[66] Ebd., S. 525.

„Von allen mir bekanntgewordenen Raabe-Bildern gibt die im Heidjer-Kalender für 1906 reproduzierte Müller-Brauelsche Photographie die sozusagen topographischen Verhältnisse des Antlitzes am richtigsten wieder, wenn sie auch das Psychische keineswegs erschöpft. ‚Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute', steht als überaus charakteristische Legende darunter."

Ich besorge mir also „Der Heidjer – Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr 1906 Christi", „Herausgegeben von Hans Müller-Brauel", „Mit Zeichnungen der Worpsweder Künstler". Ca. 40 Seiten, ca. 40 Euro. Doch von Wilhelm Raabe keine Spur.

Doch irgendwas muss ja dran sein am „Heidjer". Könnte es sein, dass das Jahr 1907 gemeint ist, d.h. der Kalender wäre 1906 erschienen fürs folgende Jahr? Also besorge ich mir auch noch den „Heidjer" für 1907. Schon der Untertitel klingt vielversprechender, nichts mehr von „Worpswede", sondern „Mit 12 Dichterbildnissen". Und da ist es auch schon zum Monat Oktober, unterzeichnet „Vom alten Proteus", wie sich Raabe hier selbst nennt:



Braunschweig, 24. Juni 1906. H. M.-Br. phot.

Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!
Dem alten Freunde. —

Wilh. Raabe

Die Fotografie, das Bildnis kommt mir bekannt vor. Auf Seite 127 in der Rowohlts Monographie über Wilhelm Raabe von Hans Oppermann (1970) ist es abgebildet, aber ohne „Müller-Brauel“ oder den „Heidjer“ zu nennen, nur mit dem Vermerk „Raabe, 1906“, und es fehlt ganz der Handschriften-Teil Raabes.

Oppermanns Buch endet mit der Quintessenz aus Raabes Erzählung:
„Der alte Proteus entschlüpft wieder einmal unsern haltenden Armen: er behält nur zu gern all sein Wissen des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen für sich allein.“

Auch wenn „Vom alten Proteus“ nicht zu den bekanntesten Werken Raabes zählt, so hat sie doch einige Spuren hinterlassen. Auch eine Studie „Josef Baß: Illusion und Selbsttäuschung bei W. Raabe“ (Raabestudien, Wolfenbüttel 1925), die so schließt:
„Wir sind am Ende unserer Wanderung. Es hat sich gezeigt, daß unser Dichter immer mehr die Bedeutung der Illusion für den Menschen betont; in den Gedanken und Einfällen, deren Entstehung sich allerdings, nicht bestimmen läßt (III[6]) heißt es geradezu: ‚Der Mensch lebt von seinen Illusionen‘ und so finden wir nun, wie ich meine, das

Wort: Unsere tägliche Selbsttäuschung gibt uns heute! vollauf begründet und gerechtfertigt."

Ich bin noch nicht am Ende der Wanderung. Man liest und googelt, wenn man der Sache und den Unstimmigkeiten auf die Spur kommen will, doch einiges, und bleibt an überraschendem hängen. Über zwei davon möchte ich noch berichten, über Heiner Müller und Karlheinz Deschner, zwei Anti-Illusionisten.

Heiner Müller. Im Internet auf diesen Spruch auf der Suche nach „Selbsttäuschung" gestoßen: „Optimismus ist Mangel an Information." Aber keine Quellenangabe, oder nur vage, und insofern zu vage. Aber irgendwie durch einen Durs Grünbein überliefert. Also auf Verdacht das da bestellt: „Heiner Müller: Ende der Handschrift, Gedichte, Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Durs Grünbein, Frankfurt am Main 2000 (Suhrkamp)". Und im Nachwort (S. 113) steht: „Optimismus ist Mangel an Information, war eine Sentenz, die er am liebsten zitierte, am besten mit stoischer Miene. Daher das Kreisen um die Anzeichen der Katastrophe, die Deklination all der Fälle des Scheiterns."

Die Gedicht-Auswahl ist chronologisch angeordnet, über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten. Und ich mache deshalb etwas, was ich sonst bei Gedichtbänden nie mache,

nämlich alles von vorne bis hinten, wie einen Roman, zu lesen. Und damit hatte ich nicht gerechnet: „UNSERN TÄGLICHEN MORD GIB UNS HEUTE“. Auf Müllersche Art in Großschrift gesetzt, das Gedicht selbst heißt „Ajax zum Beispiel“ und ist sechs Seiten lang (81-86), geschrieben 1994. Heiner Müller: ein Anti-Raabe, auch wenn jener diesen gar nicht gekannt haben muss, sondern nur „unser tägliches Brot“. Brot und Mord reimt sich ja fast, sozusagen antagonistisch.

Karlheinz Deschner. Auf der Website, der „offiziellen“, „www.deschner.info“, fand ich: „Deschners Beitrag zur Verleihung des Alternativen Büchnerpreises 1993 (‚Unsere tägliche Illusion gib uns heute‘) kann [hier][67] heruntergeladen werden.“

Das mag zwar „offiziell“ sein, ist aber dennoch falsch. Weil: ich habe mir das Heft zum Alternativen Büchnerpreis gekauft, also ein rotes Heft mit knapp 50 Seiten, „Verlag H. L. Schlapp, Darmstadt 1993“, und ich sehe, dass es nicht der eigentliche „Beitrag“ Deschners war.

Der Inhalt schaut nämlich so aus:

---

[67] http://www.deschner.info/index.htm?/de/person/ehrungen/02.htm, mit der Überschrift: „Karlheinz Deschner / Unsere tägliche Illusion gib uns heute! / (Zitat: Wilhelm Raabe).“ (Stand März 2019)

1. „Karlheinz Deschner: Unsere tägliche Illusion gib uns heute!“ (S. 3-10). Aber am Ende dieses Textes (und das fehlt beim Weblink) steht kursiv: „(Dramatisierte Fassung nach: Karlheinz Deschner: ‚Vom Belügen der Leute — Ein Vorwort‘. Aus: Gotteslohn. Die Kirche und ihre ungehorsamen Diener. Herausgegeben von Beate Kuckertz. Heyne Sachbuch Nr. 19/230. München: Wilhelm Heyne Verlag 1992. Rezitiert von dem Schauspieler Joseph Lorenz.)“. Die eigentliche Rede Deschners ist das also nicht. Das war nur die theatralische Einleitung zur Verleihung.

2. „Walter Steinmetz: Zu Risiken und Nebenwirkungen von Religion. Ein satirisches Traktat des Preisstifters“ (S. 11-17).

3. „Horst Herrmann: Noch immer kräht der Hahn. Laudatio auf einen Jahrhundert-Kritiker“ (S. 18-30).

4. „Karlheinz Deschner: Auf hohlen Köpfen ist gut trommeln“ (S. 31-42). Das also war die eigentliche Festrede!

Auf meiner Suche nach den Illusionen wurde ich nebenläufig zum Experten des Alternativen Büchnerpreises. Ich habe mir nämlich alle Hefte besorgt, und in vielen lagen Zeitungsausschnitte bei, die z.B. zeigten, wie wenig diese Alternative von der „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ (Mainz) gelitten war, oder wie es mehr und

mehr zu Missstimmigkeiten zwischen dem Preisstifter Walter Steinmetz und den Darmstädtern und ihrer Presse kam.

Der Alternative Büchnerpreis wurde insgesamt fünfmal verliehen, von 1989 bis 1993, letztmalig an Deschner, und vorher:

1989 an Walter Jens (Laudatio Marcel Reich-Ranicki),
1990 an Dieter Hildebrandt (Laudatio Walter Jens),
1991 an Gerhard Zwerenz (dazu nur: „Lob und Verriß. Eine dokumentarische Laudatio“),
1992 an Robert Jungk (Laudatio Arnold Künzli).

Ich glaube, dass es für 1992 kein Preis-Heft gibt, habe nirgends einen Hinweis darauf gefunden. Vielleicht weil der Stifter mit dem Preisträger und seinem Laudator sehr unzufrieden war. Aber antiquarisch stieß ich auf das Buch von Robert Jungk: „Und Wasser bricht den Stein. Streitbare Beiträge zu drängenden Fragen der Zeit“, „Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1986“, und mein Exemplar wurde damit beworben, dass darin Materialien zum Alternativen Büchnerpreis 1992 eingelegt seien.

Eingelegt also ein Zeitungsausschnitt des Darmstädter Echos vom 15. Juni 1992. Und an der Überschrift „Warme Worte statt frecher Reden / Darmstadt: Robert Jungk erhält Alternativen Büchnerpreis / Von Gudrun Aßmann“ merkt

man es schon: das lief auf einen Verriss von Jungk und Künzli hinaus.

Mein Buchexemplar stammt wohl aus dem Nachlass von Jungk, denn dort hat er wohl die diversen Materialien zur Preisverleihung hineingelegt und dazu auch eine handschriftliche Notiz hinterlassen:
„13. Juni 1992 bei der Verleihung des alternativen ‚Anti'-Büchnerpreises / Verleiher Steinmetz läßt durch Zeitungsschreiber seinen Ärger ausdrücken, weil Jungk + Laudator nicht ‚grätig' genug sind."

Dieses „grätig" hat mir bei der Entzifferung der Handschrift besondere Schwierigkeiten bereitet, denn ich kannte dieses Wort einfach nicht. Fischgräte, Berggrat. Also „spitzig", „kantig" ist damit assoziert, man findet manches dazu im Internet und sonstwo. Bei Goethe habe ich es nicht gefunden, aber Marieluise Fleißer verwendet das Wort gelegentlich: „Es gibt zweierlei Draws, den fanatischen mit der blauen Brille und dem englischen Mantel, der so exotisch aussieht, und dem man zutraut, daß er gefährlich grätig werden kann, und den anderen Draws, der die Brille abgenommen und dann die schönsten langen Augen der

Welt hat in einem unsagbar klaren und reinen Gesicht, den zauberzarten Draws für jene, die ihn lieben.“[68]

2017 hats dann nochmals einen Alternativen Büchnerpreis gegeben, diesmal (und vermutlich einmalig) aus Wien: „Ohne Frage hat der Dichter Wolf Wondratschek schon lange den wichtigsten deutschen Literaturpreis, den Georg-Büchner-Preis, verdient. Trotzdem ging die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung vor ein paar Tagen schon wieder an ihm vorbei. Sie sprach den Preis dem Lyriker Jan Wagner zu, der vor allem für eine liebevolle Detaillyrik aus Zoo, Wald und Gemüsegarten bekannt ist. Dem privaten Investor Helmut Maier reicht es jetzt: Er lobte spontan einen eigenen Preis aus, den er Alternativen Büchner-Preis nennt.“[69]

Um dann noch schnell die Kurve zu kriegen von Büchner-Preisen zu „Selbsttäuschung“ und „Illusion“, abschließend also Wondratschek:
„Die Deutschen sehen nicht mehr so aus, als würden sie heute noch Maier und Müller heißen. So weit haben wir es

---

[68] Marieluise Fleißer: Ich reise mit Draws nach Schweden, in: Gesammelte Werke in vier Bänden, Frankfurt am Main 1972 (Suhrkamp), Band 2, S. 207.
[69] Volker Weidermann: Wolf Wondratschek erhält von Privatmann ausgerufenen Alternativen Büchner-Preis, Spiegel Online vom 23.6.2017.

inzwischen gebracht. Und diese Illusion nennen wir Fortschritt."[70]

[70] Wolf Wondratschek: Deutschunterricht, in: Früher begann der Tag mit einer Schußwunde, München 1972 (dtv), S. 12.

Ludwig und Bettina in Landshut

Als ich eine Stadtführung in Jena mitmachte, deutete die Führerin auf ein Denkmal von Anselm von Feuerbach und sagte, er habe früher an der Universität München unterrichtet. Leicht vorlaut entgegnete ich: nein, in Landshut.

Woher ich das wusste? Dass Anselm von Feuerbach ein großer Jurist war, ja dass ich sogar einiges von und über ihn schließlich gelesen hatte, kommt daher, dass er der Vater des sehr bekannten Philosophen Ludwig Feuerbach war, der 1804 in Landshut geboren wurde. Landshut wiederum liegt auf halbem Weg zwischen München und der Donau bei Deggendorf, wo wir abwechselnd wohnen, so dass wir öfter dort Halt gemacht haben. Von dort her also mein besonderes Interesse an Landshut, das ja so schön an der Isar gelegen ist, mit der Herzogsburg oben und der Bürgerstadt unten — besonders zu beachten der St.-Martins-Dom, dessen Turm von der Altstadt so in die Höhe steigt, dass er die Burg überragen möchte.[71]

---

[71] Dieser Eindruck, nämlich dass der Kirchturm Ausdruck des aufstrebenden Bürgertums gewesen sei, konnte ich nicht ohne weiteres „in der Literatur“ bestätigt finden, im Gegenteil, das war durchaus Ansinnen der Herzöge. Aber natürlich gab es ein Aufbegehren des spätmittelalterlichen Stadtbürgertums, man lese dazu z.B. die Inschrift am Röcklturm an der Isarpromenade.

Nun muss man weiter wissen, dass Landshut einmal eine bedeutende Universitätsstadt war: „Als im Jahr 1800 die von Herzog Ludwig dem Reichen 1472 gegründete Landesuniversität, die heutige Ludwig-Maximilians-Universität, in Landshut einzog, begann eine neue Epoche, die zwar nur bis 1826 dauerte, aber der Stadt bedeutende Impulse gab.“[72]

Und sie zog diverse Gelehrte an, darunter die Juristen Anselm von Feuerbach und Friedrich Karl von Savigny. Letzter gehörte (weitgefasst) zum Kreis der Romantiker um Clemens Brentano; und dessen Schwester, die spätere Bettina von Arnim, wohnte auch einmal länger in Landshut: „Daneben entfaltete sich in Landshut ein Hochschulleben, das sich dem damaligen Geist der Romantik verschrieb. Der Kontakt zwischen Studenten und Professoren wurde gepflegt. Verschiedene Kreise von Romantikern trafen sich, so etwa im Haus des Rechtsgelehrten Friedrich Carl von Savigny. Auch das Verbindungsleben blühte, trotz restriktiver staatlicher Gegenmaßnahmen, und fand über Landshut Einzug in die bayerischen Hochschulen.“[73]

---

[72] Gerhard Tausche und Werner Ebermeier: Geschichte Landshuts, München 2003 (Beck), S. 7.

[73] „Die Romantik in der Landshuter Epoche“: https://www.uni-muenchen.de/ueber_die_lmu/portraet/geschichte/zusammenhaenge/06_romantik/index.html (Juni 2019).

2004 war also der 200-jährige Geburtstag von Ludwig Feuerbach, und damals schon suchte ich nach Veranstaltungen seiner Geburtsstadt, aber da war irgendwie nichts im Internet zu finden. Überhaupt findet man kaum genaueres zu „Ludwig Feuerbach und Landshut“; ähnlich wie Schikaneder in Straubing[74], wird Ludwig Feuerbach nicht besonders von seiner Geburtsstadt geschätzt, vermute ich.

Ich habe auch immer wieder nach „Gedenktafel Landshut“ für die Savignys, Brentanos und Feuerbachs im Internet und in Büchern in allerlei Variationen gesucht, doch habe ich nichts genaueres gefunden, also ein Haus, wo drauf stünde: hier wohnte/wurde geboren... Es gibt zwar in Landshut: Savignystraße, Bettinaweg, Arnimstraße, Clemens-Brentano-Straße sowie eine Feuerbachstraße, aber die liegen weg vom Zentrum, auf der andern Isarseite Richtung Bahnhof, und sind wohl spätere Benennungen, die nichts mit dem früheren Leben dieser Persönlichkeiten zu tun haben.

In der schon zitierten „Geschichte Landshuts“ liest man zwar auf Seite 151 unter der Überschrift „Berühmte Personen in der Stadt“: „1808 kam die Dichterin Bettina von Arnim nach Landshut und wohnte bis 1810 bei ihrer Schwester und ihrem Schwager Friedrich Carl von Savigny. An

[74] Franz Krojer: Straubing — Schikaneder-Stadt, in: Aufschluss des Gäubodens, München 2006 (Differenz-Verlag).

der Universität lehrte l804/1805 der Rechtsprofessor Paul Johann Anselm von Feuerbach. In dieser Zeit kam sein Sohn, der spätere Philosoph, Ludwig Andreas Feuerbach zur Welt. 1809 übernachtete Kaiser Napoleon auf seinem Feldzug gegen die Österreicher zweimal in Landshut." Aber das ist nicht besonders ergiebig, möchte ich doch wissen, wo sich das alles abgespielt hat.

Dann wurde ich auf das Buch „Unbekanntes Bayern – Entdeckungen und Wanderungen", herausgegen vom Bayerischen Rundfunk im Süddeutschen Verlag (München 1955, 2. Auflage), wurde speziell auf das Kapitel „Romantik in Landshut" von Benno Hubensteiner aufmerksam, und hier besonders Seite 12:

„Und Savignys gastliches Haus, vorn an der Neustadtecke, wo Gundel Brentano als Hausfrau und Gattin die Gäste empfing, wurde bald ein Mittelpunkt des geistigen Landshut; selbst Sailer ging hier ein und aus. Droben im Musikzimmer aber hatte Savigny die Schwägerin, die Demoiselle Bettina, einquartiert. Bettina Brentano, schlank, zart, dunkle Locken, die den Studenten große Augen machte und sich gerne anschwärmen ließ. Sie klimperte auf dem Klavier herum und nahm beim alten Kanonikus Eixdorfer Generalbaß-Stunden, lief zum Wolfstein hinaus und zur Gretlmühle, las nachts am Fenster in den ‚Wahlverwandtschaften' und schrieb ihre berühmten Briefe an Goethe. Und von

dem Haus an der Neustadtecke liefen die Querverbindungen ganz von selber hinüber nach Heidelberg zum Romantikerkreis um Görres und Creuzer, Achim von Arnim und Clemens Brentano, liefen nach Kassel zu den Brüdern Grimm, nach Köln zu den Brüdern Boisserée. Man spürte auf einmal auch in Landshut etwas von der Wärme altdeutscher Kunst, vom Zauber der Volksbücher, von der Luft aus ‚Des Knaben Wunderhorn'."

Aha, sie alle wohnten in der „Neustadtecke". Google-Maps kennt jedoch keine „Neustadtecke". Aber ich kenne eine Straße namens „Neustadt". Diese breit angelegte Straße liegt aber völlig in der Altstadt, verläuft parallel zur Straße „Altstadt", liegt näher zur Burg hin, ist etwas beschaulicher als die umtriebige „Altstadt", aber ist dennoch „alt". Dann eben eine Google-Suche nach „Landshut Neustadt Savigny", und nun endlich hatte ich, wonach ich viele Jahre immer wieder gesucht hatte:

„Johner-Haus
Verfasser: Gerhard Tausche
Neustadt 467
Das Gebäude mit der klassizistischen Fassade trägt den Namen seines Besitzers aus der Zeit 1802 bis 1812. Von 1804 bis 1814 wohnte darin der berühmte deutsche Rechtsgelehrte Paul Anselm Feuerbach. Seine Söhne, die Philosophen Ludwig und Friedrich von Feuerbach, kamen in die-

sem Haus zur Welt. Neben Feuerbach war auch Friedrich Karl Savigny Professor an der Universität in Landshut. Er wohnte von 1808 bis 1810 hier. Längere Zeit lebte seine Schwägerin, die Schriftstellerin Bettina von Arnim, bei seiner Familie.“[75]

„Neustadt 467“ kennt Google-Maps, das „Johner-Haus“ ist leicht zu finden, schaut heute so aus, leuchtet hellgelb:



[75] http://www.landshut.de/portal/kultur/stadtarchiv/historien-der-sehenswuerdigkeiten.html (April 2019).

Man beachte die Marienstatue überm Eingang, rechts davon, beim ersten und zweiten Stock, kann man zwei Gedenktafeln erkennen, anstelle von Fenstern.

Die Gedenktafel oben:



Und darunter:



15 Jahre habe ich gebraucht, um das einmal gesehen zu haben!

Und nun sehe ich sogar mehr. Man erinnere sich an das gemütliche Zitat oben: „Savignys gastliches Haus …“ Zu jener Zeit spielten sich aber noch ganz andere Szenen im romantischen Landshut ab, denn nicht nur die aufgeweckte Bettine weilte dort länger, sondern auch ihr Bruder Clemens mit seiner jungen Gattin Auguste, die er loswerden wollte.

Man lese z.B.: „Seine Gattin trieb es toll. Oft sprengte sie im wunderlichsten Aufputz, mit wallenden Schwungfedern auf dem Hute, das Pferd mit rother, weithinfliegender und glänzender Schabracke bedeckt, durch die Straßen, um die Aufmerksamkeit der Stadt auf sich zu ziehen. Clemens konnte es nicht mehr ertragen; Sailers und Savigny's Freundschaft und gütige Theilnahme reichten nicht hin, das schwere, häusliche Leiden zu lindern. So ging er denn ernstlich mit dem Gedanken um, sich scheiden zu lassen, und begab sich in dieser Angelegenheit öfters nach München. Es konnte nicht fehlen, daß Auguste von diesen Plänen Kunde erhielt. Sie war nichts weniger als einverstanden und suchte durch Komödienspiel die Sache zu hintertreiben. Nachdem sie von einer Tollheit in die andere gefallen war, machte sie einen abermaligen Vergiftungsversuch.“[76]

Enzensberger schrieb auch das „Treatment“, so eine Art Drehbuch, zu „Eine romantische Frau“, das 1999 von Dagmar Knöpfel verfilmt wurde. Gibt es auf DVD. Sehr hilfreich ist auch die „Brentano-Chronik“ von Konrad Feilchenfeldt (München 1978). Eine Szene im Film z.B., wo sich

---

[76] Hans Magnus Enzensberger: Requiem für eine romantische Frau, Frankfurt am Main 1996 (Insel-Taschenbuch), Dokument 136: Johannes Baptista Diel, Clemens Brentano. Ein Lebensbild (1877/78). [Späterer Bericht aus mündlicher Überlieferung], S. 139.

Clemens Brentano, nach dem fingierten Selbstmordversuch von Auguste, vor ihr verbergen wollte, wird hier erst verständlich:
„28. Februar [1809]: Savigny vermittelt B ein Versteck in Stallwang bei Landshut im ‚heute zerstörten Jagdschlößchen des Grafen Törring-Jettenbach-Gutenzell', wo ihn der Exbenediktiner Candidus Huber, ein großer Insektensammler und Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, bei sich aufnimmt."

Sie, die halbe „Romantik" von Kassel über Frankfurt, Heidelberg, Landshut und München, waren umtriebig wie in einer irren Komödie, oder so: „Ein virtouser Katastrophenfilm der ausgelebten Gefühle – Romantik als vorprogammiertes Unglück".[77]

Und kaum war Auguste aus Landshut weg, was sich in der Chronik so liest:

„vor dem 25. März [1809]: Auguste Brentano verläßt Landshut, um nach Allendorf zu reisen. Mit ihrer Abreise ist zugleich die Versicherung ‚ihrer Familie' gegeben, alles zu tun, um ‚die Scheidung zu befördern'.
vor dem 26. März: Christian Brentano kommt aus dem böhmischen Gut Bukowan, an dem B finanziell beteiligt ist, in Landshut an.

---

[77] DVD-Klappentext, Zitat AZ, Ponkie.

vor dem 27. März: B kehrt aus Stallwang nach Landshut zurück.“

… kaum danach zieht Napoleon in Landshut ein:

„16. April: Der französisch-österreichische Krieg erreicht Landshut: Erzherzog Karl erkämpft den Übergang über die Isar und läßt die von den mit den Franzosen verbündeten Bayern abgebrochenen Brücken zwischen zehn Uhr morgens bis gegen vier Uhr nachmittags wieder instandsetzen. Den Abend verbringt B mit Friedrich Schlegel, der nach dem Vorstoß des Erzherzogs Karl über die Isar im Gefolge des ‚Intendant général‘ des Grafen Stadion, als ‚Hofsecretair‘ in die Stadt kommt und bei den Savignys einkehrt. Unter den Angehörigen der Wiener Landwehr trifft B auch Jakob Ludwig Salomon Bartholdy wieder.
17. April: Der Rückzug der Österreicher setzt ein und erreicht Landshut.
21. April: Napoleon in Landshut.
23. April: Napoleon in Regensburg.
26. April: Napoleon wieder in Landshut.
April/Mai: Der Krieg verlagert sich auf österreichischen Boden.
20. Mai: Bettine trifft zu einem längeren Aufenthalt in Landshut bei Savigny ein.
um den 11. Juni: Bettine kehrt von Landshut nach München zurück.

Ende Juni: B erwirbt in Landshut ‚wieder allerlei alte Gemälde‘.
etwa zwischen dem 12. und 17. Juli: B reist nach München nur zu einem kurzen Aufenthalt. Er besucht dort seine Schwester Bettine und Ludwig Emil Grimm.
um den 28. Juli: B verläßt mit Büchern im Gepäck Landshut und reist nach München.
28/29. Juli: Auf der Durchreise in München besucht B noch einmal seine Schwester Bettine.
30. Juli: B reist um zehn Uhr abends aus München ab.“

Bettine in Landshut, in München, als ob es schon die Autobahn gegeben hätte, und auch im Film spielt sie eine wichtige und eigenartige Rolle. So wie die Auguste, vielleicht nicht ganz so extrem, stelle ich mir eigentlich Bettine vor. Im Film aber wirkt sie kühl und vor allem mit starken Antipathien gegen die Auguste, ganz auf der Seite ihres Bruders Clemens. War die Bettine 1808/09 wirklich schon so „gesetzt“?

Im „Bettine von Arnim“-Buch von Ingeborg Drewitz (München 1980, Heyne) gibt es ein eigenes Kapitel „Bettine in München und Landshut“ (S. 55-66). Den „Kobold“ findet man durchaus, und zwar als Zitat von Wilhelm von Humboldt: „‚Eine junge Brentano, Bettina, 23 Jahre alt, Carl La Roche's Nièce, hat mich hier in das größte Erstaunen versetzt. Solche Lebhaftigkeit, solche Gedanken- und Kör-

persprünge (denn sie sitzt bald auf der Erde, bald auf dem Ofen), so viel Geist und so viel Narrheit ist unerhört. Das nach sechs Jahren Italien zu sehen, ist mehr als einzig. Sie hat mir den Tod der Günderode erzählt. Man ist wie in einer anderen Welt', hatte Wilhelm von Humboldt im November 1808 aus München an seine Frau geschrieben, nachdem er Bettine bei Jacobi begegnet war …“ (S. 61f.)

Doch Drewitz berichtet auch von einer ständigen „Melancholie“, unter der Bettine damals litt, aber: „Ihr Lerneifer war ungekünstelt und half ihr die Melancholie überwinden. Ihre Briefe gewannen Ruhe und Reife, die reichen Erfahrungen mit Menschen, die sie, nicht mehr abgeschirmt durch die Familie, bestehen mußte, aber auch die sie bewegenden politischen Ereignisse gaben ihr Abstand von sich selber. Sie begriff die Kluft zwischen Phantasie und Wirklichkeit, die schwierige Übereinstimmung von Sein und Tun.“ (S. 62)

Und es bestätigt sich, dass sie voll auf der Seite ihres Bruders stand: „Ganz selbstverständlich hatte Bettine zu Clemens gehalten; ganz selbstverständlich vertrat sie auch Savignys Schuldforderungen an Tieck; ganz selbstverständlich erboste sie der Bericht, den der Arzt Sömmering über die Affäre der Auguste Bußmann nach Frankfurt zu den Brentanos geschickt hatte; ganz selbstverständlich sah sie sich, so angefeindet, als eine Brentano an.“ (S. 64)

Der Film überzeichnet den Charakter Bettines etwas, aber die Richtung stimmt …

Savigny nahm 1810 einen Ruf an die neu gegründete Berliner Universität an; und überhaupt war die „Glanzzeit“ der Landshuter Universität nach 1811 vorbei, die abschließenden Jahre, von 1812 bis 1826, werden mit „Stillstand und Erstarrung“ betitelt.[78]

[78] Alfons Beckenbauer: Die Ludwig-Maximilians-Universtität in ihrer Landshuter Epoche 1800-1826, München 1992.

Eine Erinnerung an den Regisseur Eberhard Itzenplitz (1926-2012)

Wir saßen im Garten bei Café und Kuchen. Er erzählte gerne und fragte mich dann, ob ich den Unterschied zwischen einem Drehbuch und einem Regiebuch kenne. Klar, Drehbücher kannte ich vom Namen her, hatte aber noch nie eines gelesen, von Regiebüchern hörte ich zum erstenmal.

Man glaubt ja, dass aus einem Drehbuch direkt der Film entstehe. Nein, sagte er, zwischen dem Drehbuch und dem Film steht das Regiebuch, und dieses sei eine eigenständige schöpferische Leistung des Regisseurs. Aus einem Drehbuch können ganz unterschiedliche Regiebücher entstehen und folglich auch ganz unterschiedliche Filme. Bis weit in die 1960er- und 70er-Jahre war es rechtlich-sozial sehr umstritten, ob Regisseure überhaupt als Kunstschaffende zu werten seien, da sie ja angeblich, geradezu mechanisch, nur die Drehbücher in Filme umsetzten. Die Rechte der freischaffenden Regisseure und Filmschaffenden überhaupt mussten ersteinmal erstritten und durchgesetzt werden.

Ich bekam zwei Broschüren von ihm in die Hand gedrückt.

1. Sozialdemokratische Partei Deutschland, Landesverband Bayern , Arbeitskreis Wissenschaft, Kunst, Publizistik: Zur sozialen Situation der Freischaffenden bei Film und Fernsehen. Materialien zur Diskussion eines innenpolitischen Problems, München, im Mai 1974, mit einem Vorwort von „Dr. Vogel“, also wohl der Hans-Jochen Vogel. 42 Seiten.

2. Eberhard Itzenplitz (Herausgeber): Freie Mitarbeiter bei Hörfunk, Fernsehen und Film. Reformvorschläge für einen vernachlässigten Sozialbereich; Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Landesverband Bayern, Arbeitsgruppe Presse, Rundfunk, Fernsehen, Film; München 1976. 53 Seiten.

Das lief damals also hauptsächlich über die SPD, er selbst engagierte sich auch im Wahlkampf 1972 für die Wiederwahl Willy Brandts in der „Bayerische(n) Bürgerinitiative für Willy Brandt“, deren breitgefächerte Agitation, die vor allem das „Land“ ansprechen sollte, in der gleichlautenden Broschüre, von ihm herausgegeben, dokumentiert ist.

Sein umstrittenster, skandalträchtigster Film ist „Bambule“. Er brachte ihn eines Abends auf einer Video-Kassette mit, es war überhaupt der erste Itzenplitz-Film, den ich sah. Ein Schwarz-Weiß-Film, wenn ich mich recht erinnere, jedenfalls wirkte er so. Auffallend war, dass die Leute ständig eine Zigarette in der Hand hatten und ganz tief in-

halierten, heute „wischt“ man mit Smartphones. „Bambule“, schreibt Wikipedia, „ist ein Begriff aus der deutschen Gaunersprache, der das Trommeln mit allen möglichen Gegenständen innerhalb und außerhalb von Gefängniszellen als eine von Gefangenen praktizierte Form des Protestes bezeichnet.“ Beim Film geht es um Fürsorge-Zöglinge.

Das Drehbuch hatte Ulrike Meinhof geschrieben, der Film sollte im Frühjahr 1970 in der ARD ausgestrahlt werden, aber da die Meinhof ganz kurz zuvor von einer sozialkritischen Journalistin zu einer Sozialrevolutionärin mutiert war[79], sprich bei der Gefangenenbefreiung des Andreas Baader mithalf, zur Namensgeberin der terroristischen Baader-Meinhof-Bande wurde, wurde er erst 1994, in den dritten Programmen, erstmals öffentlich gezeigt.

Mittlerweile liegen zwar mehrere Filme von Eberhard Itzenplitz in moderner Fassung als DVD vor, aber „Bambule“, aus welchen Gründen auch immer, nicht. Ansonsten gibt es viel „Material“.

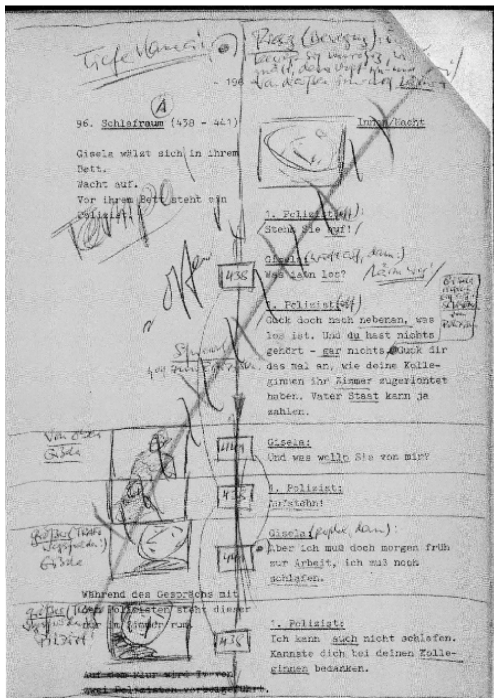
Zuerst das Drehbuch selbst, erstmals 1971 bei Wagenbach erschienen, mir vorliegend die Neuausgabe von 1994, mit Beiträgen von Klaus Wagenbach und Eberhard Itzenplitz („Über die Filmarbeit mit Ulrike Meinhof“). Und es gibt sogar das Regiebuch zu kaufen! Es nennt sich irgendwie so:

---

[79] Lies dazu den Spiegel 33/1996: „Revolutionäres Gewäsch“.

„N2092: Bambule: The Script / das Regiebuch Introduction / Einführung: Clemens von Wedemeyer Epilogue / Nachwort: Bettina Röhl, DOCUMENTA (13), 9/6/2012 - 16/9/2012“ Wer der Herausgeber ist, schwer zu sagen.

So also schaut es in einem „Regiebuch/Script“ aus (gelbbrötliches Papier, blauer Kuli, roter Buntstift):



- 19 -

96. Schlafraum (438 - 441) Innen/Nacht

Gisela wälzt sich in ihrem Bett.
Wacht auf.
Vor ihrem Bett steht ein Polizist.

1. Polizist:
Stehn Sie auf!

Gisela:
Was isn los?

1. Polizist:
Guck doch nach nebenan, was los ist. Und du hast nichts gehört - gar nichts. Guck dir das mal an, wie deine Kolleginnen ihr Zimmer zugerichtet haben. Vater Staat kann ja zahlen.

Gisela:
Und was wolln Sie von mir?

1. Polizist:
Aufstehn!

Gisela:
Aber ich muß doch morgen früh zur Arbeit, ich muß noch schlafen.

Während des Gesprächs mit dem Polizisten steht dieser nur im Zimmer rum.

1. Polizist:
Ich kann auch nicht schlafen. Kannste dich bei deinen Kolleginnen bedanken.

Dann habe ich weiter recherchiert, bin beim Portal der Antiquarischen Buchhändler (ZVAB) auf ein dreiseitiges Typoskript gestoßen und habe es gekauft:

„Protest gegen den Text von E. Itzenplitz zur Entstehungsgeschichte des Films BAMBULE“, unterzeichnet mit „Berlin, im März 1995, Irene Goergens, Esther Oayan-Ulivelli“, mit diesem Ziel: „Wir, das sind nicht nur die Verfasserinnen dieses Textes, fordern vom Verleger K. Wagenbach, bei einer Neuauflage von BAMBULE, den Text von Itzenplitz nicht mehr zu drucken. Er ist eine Missachtung und Diffamierung der toten Revolutionärin Ulrike Meinhof.“

Ich hatte ihm schon einmal geschrieben (Brief vom 19.7.2004): „Bis vor kurzem war für mich die Meinhof eine Unperson, die im tiefsten Abgrund der Dante-Hölle haust, gleich neben dem Brutus. Anhand Deines Texts sehe ich aber nun erstmals, dass es sich lohnt, sich mit ihr ernsthafter auseinanderzusetzen.“

Und legte am 23.8.2004 noch die Goergens drauf: „beiliegend ein antiquarisch erworbener, mehr oder weniger offener Brief an Klaus Wagenbach, in dem er von Irene Goergens und Esther Dayan-Ulivelli aufgefordert wird, Deinen Text aus dem Bambule-Buch bei einer Neuauflage wegzulassen. Kennst Du diesen Brief und hat Wagenbach jemals mit Dir darüber gesprochen? Interessant ist, dass dieser Brief erst aus dem Jahr 1995 stammt, wo man erwarten

würde, dass sich die erhitzten Gemüter längst abgekühlt hätten.“

Und bekam als Antwort diese Postkarte:

29.8.o4

Lieber Franz, hab' Dank für die Übersendung jenes Briefes von 1995, den ich nicht kannte und von des-Veröffentlichung ich nichts weiss. Leute wie Wagenbach oder Stefan Aust (=Chefredakteur SPIEGEL) hätten eine Zuschrift in diesem Stil gar nicht akzeptiert, zumal auch die Fakten gar nicht stimmten.

Vielleicht wird alles verständlich, wenn man weiss, dass die Goergens ein von der Meinhof in ihr Haus aufgenommener Fürsorgezögling war und brennend gern die Hauptrolle in "Bambule" gespielt hätte. Der produzierende Sender, ja alle Fachleute lehnten das jedoch ab...Das hat sie wohl uns nie verziehen.

Die andere Dame neben G. kenne ich überhaupt nicht. Sie wird den Text formuliert haben.

Vielleicht wird's noch einmal wieder im Biergarten?

Beste Grüsse von Haus zu Haus - Dein

Eberhard

Er hat mir später noch einige seiner Unterlagen zukommen lassen, die ich nach seinem Tod, nachdem ich mir eine Kopie gemacht hatte, ans Archiv der Akademie der Künste Berlin weitergereicht habe.

In einem dieser Texte habe ich auch noch etwas zu seiner Auffassung „Dreh-/Regiebuch“ bzw. „schöpferisches Wirken des Regisseurs“ gelesen:

„Für den eigentlichen Teil der Arbeit ist ihm Unabhängigkeit das Allerwichtigste. Als Regisseur hat Itzenplitz sich deshalb immer eine große Freiheit gegenüber dem Drehbuch gesichert, die er gern begründet: Dem Drehbuch werde, auch von Journalisten und Wissenschaftlern, manchmal fälschlich die ‚Determinationskraft einer musikalischen Partitur' zugeschrieben: ‚Das ist einer der größten Irrtümer. Ein Drehbuch ist nach meiner Überzeugung nur ein Zeichen dafür, wie es sein sollte, könnte. Von sechs verschiedenen Filmemachern genommen, ist es dazu bestimmt, sechs verschiedene Filme entstehen zu lassen.' Bei einem Film könne man deshalb nicht sagen, es sei ein Film von ... und den Autor nennen. ‚Das vorbestehende Drehbuch ist nicht der Film. Der ist ein neues, anderes Werk. Das kann man in dem neuen Urheberrechtsgesetz – seit 1965 ist das ja klar definiert – nachlesen.' Da den Autoren diese Sicht natürlich nicht immer angenehm ist (es klingt zum Beispiel an, daß Wolfgang Menge wohl mehr über den Erfolg seiner berühmten, die Wiedervereinigung kühn vorwegnehmenden, ‚Dubrow-Krise' (1969) erfreut war als über den Eigenwillen des Regisseurs, der ihn bewirkte), kann der Dramaturg im Konfliktfall vermitteln. Beliebige Freiheit für den Regisseur will auch Itzenplitz nicht: Ein gutes Drehbuch weise sehr wohl über sich hinaus, zeige genau ‚in das künstlerische Zentrum, dessen der Regisseur

inne werden muß, um in der andern, der neuen ästhetischen Dimension, schöpferisch tätig zu werden'."[80]

Es klingt fast absurd: aber durch ihn habe ich überhaupt erst den Wert eines Drehbuchs kennengelernt, als eigenständiges Kunstwerk, das man „einfach nur so" lesen kann. Bei Theaterstücken ist es klar: „Wallenstein" z.B. kann man wie „Krieg und Frieden" lesen, man muss ihn nicht gesehen haben. Die großen Theaterstücke sind aus dem Kanon der Welt- und sonstigen Literatur nicht hinwegzudenken. Aber Drehbücher? Sartres „Das Spiel ist aus" ist ein unglaublich guter Text, so gut, dass ich den Film dazu vorerst nicht anschauen möchte. Sie werden jedenfalls, Sartre ausgenommen, bei weitem nicht so oft veröffentlicht. Irgendwie, bei allen Problemen, die Regisseure mit ihren Künstlerrechten haben, überdeckt der Erfolg des fertigen Films alle vorhergehenden sonstigen künstlerischen Leistungen und bleibt alleine bestehen.

Jüngst habe ich noch gelernt, dass das von ihm praktizierte Schema Drehbuch->Regiebücher->Filme idealerweise zwar möglichst eingehalten werden sollte, aber es durchaus chaotische Abläufe gibt, die auch zu guten Filmen führen kön-

---

[80] Egon Netenjakob: Liebe, Respekt, Gerechtigkeit. Über ein Gespräch mit Eberhard Itzenplitz, FUNK-Korrespondenz Nr. 29 / 22. Juli 1994, S. 1-6.

nen, gemeint ist Spielbergs „Der Weiße Hai“, wozu es ein Filmbuch von einem der Drehbuchautoren gibt:

Carl Gottlieb: Der Weiße Hai-Report. Die Handlung und die dramatische Entstehungsgeschichte des erfolgreichsten Films aller Zeiten, München 1975 (Heyne). (Im amerikanischen Original lautet der Titel weniger reißerisch „The Jaws Log“.)

Zuerst (1971 bis 1974) gab es den Roman „Jaws“ (Rachen, Kiefer) von Peter Benchley und er wurde ein Bestseller. Benchley schrieb auch die ersten Versionen des Drehbuchs, aber sie gefielen dem Jung-Regisseur Steven Spielberg nicht ganz. Ort der Dreharbeiten war ab Mai 1974 für einige Monate die Ferieninsel Martha’s Vineyard vor Massachusetts, und der neu hinzugekommene Drehbuch-Autor Carl Gottlieb hauste mit Spielberg und einigen andern ständig unter einem Dach. Das Drehbuch konnte somit rund um die Uhr an neue Ideen und Situationen angepasst werden:

„Ab Montag wurde es ernst – Sechstagewoche, 14 Stunden pro Tag. Die Mahlzeiten wurden zu Drehbuchbesprechungen. Alle Hauptdarsteller waren anwesend, wobei jeder seine Rolle diskutierte, Spielberg den Film im ganzen, ich das Skript. Adele [die Köchin] hielt neben meinem Teller immer einen Platz frei für meinen Stenoblock, auf dem ich

mir Notizen von Dialogfetzen, Positionen und den Beziehungen der Personen des Films untereinander machen konnte.“ (S. 60)

„Meine Sache war es, die Drehbuchsekretärin durch einen Anruf in der Frühe zu wecken, die Seiten von Zanuck/Brown [die Produzenten] genehmigen zu lassen und mit meinem Fahrrad zum Produktionsbüro zu radeln, um dort die Schreibkraft zu treffen. Sie tippte die Vorlage ins Reine, kopierte dann die Reinschrift und verteilte gegen acht Uhr die Kopien an die Hauptverantwortlichen und Darsteller.“ (S. 61)

„Erfahrenen Filmemachern, die dies lesen, wird dabei ein Schauer über den Rücken laufen. Lassen Sie mich erklären, warum. Bei jedem Film stellt das Skript eine komplizierte ‚Straßenkarte‘ dar, es ist der ‚Weg-Weiser‘ für die verschiedenen Mitarbeiter. Der Kameramann muß wissen, was er ‚schießen‘ soll. Der Produktionsleiter muß informiert sein, wo gedreht wird und wie viele Schauspieler benötigt werden. Der Requisiteur muß mit seinen Requisiten parat stehen können, der Garderobier muß einen Überblick darüber haben, welche Garderoben er zur Verfügung halten soll … usw. Das Skript ist eine ‚Bibel‘, und bei den $3000, die jede Drehstunde kostet, liebt niemand Überraschungen, vor denen man freilich zu keiner Stunde sicher ist.“ (S. 61 f.)

„‚Keine Station der Küstenwache, Jungs, die Szene ist gestrichen.‘ Zum Fenster hinausgeworfen sind damit die Leihgebühren für die Uniformen der Küstenwache, für die Katz' ist die ganze Arbeit, die dazu nötig war, die Szene vorzubereiten, für den Papierkorb ist die Filmgenehmigung. Oder: ‚Die Szene am Strand wird mit allen Statisten gedreht.‘ Schon rasseln die Telefone, um 85 Einheimische zu benachrichtigen, daß sie an einem bestimmten Ort der Insel zu einem bestimmten Zeitpunkt aufkreuzen sollen. Solche Änderungen entsprachen immer wieder der laufend revidierten Fassung der Story, wobei der Film immer mehr Gestalt annahm, je weiter ich mit meiner Überarbeitung kam.“ (S. 62)

Ich sprach vom „Filmbuch“, wie das zum „Weißen Hai“. Diese Buchart habe ich auch schätzen gelernt. Darin kann das Drehbuch, zumindest auszugsweise, abgedruckt sein, dazu Bilder vom Film oder zu seiner Entstehung, und die vielen Stories rundherum. „Servus Bayern“ von Herbert Achternbusch ist z.B. so ein „Filmbuch“ (Suhrkamp, 1983). Bei den Listen von Schauspielern und Team (S. 85) wird genannt: „Skript Anja Zähringer“, und ich stelle mir das nun so vor, dass das das Regiebuch ist, mit den direkten Anweisungen beim Filmen, also wo die Kameras stehen sollen, von woher die Beleuchtung kommt, wer was sagen soll und dergleichen. Dass „Skript“ sowohl „Drehbuch“ als

auch „Regiebuch“ meinen kann, mit fließenden Übergängen, habe ich aber mittlerweile auch gelernt.

Eine Erinnerung an den Szenaristen Manfred Freitag (1934-1995)

„Manfred Freitag (* 4. Juni 1934 in Reichenbach; † 18. Juni 1995 in Potsdam) war ein deutscher Szenarist und Schriftsteller. Mit Joachim Nestler bildete er ein erfolgreiches Film-Autorenduo der DDR." (Wikipedia, Juli 2019)

Aber was ist ein Szenarist? Wikipedia: „Als Szenarist wird verallgemeinert ein Künstler bezeichnet, der als Autor ein Werk entwirft, das (zumindest in Teilen) nicht von ihm selbst umgesetzt oder vollendet wird." Manfred Freitag war also ein Drehbuchautor.

Wir machten Imbiss bei der Karlsburg bei Prag und uns gegenüber saß ein Mann mit Sohn. Es waren noch zwei-drei Jahre hin bis zu den Umwälzungen von 1989 ff., aber niemand ahnte auch nur das leiseste davon, noch schienen die Blöcke, trotz „Gorbi", unverrückbar. Wir stellten uns vor, sie aus Potsdam, DDR, wir aus München. Er kam sofort auf Franz-Josef Strauß zu sprechen, und was er insgesamt über die Bundesrepublik wusste, war weit mehr als wir uns vergleichsweise über die DDR angelesen hatten. Sie, als DDR-Bürger, seien hier gegenüber uns Westlern ziemlich benachteiligt, zweite Klasse, eher unerwünscht, weil ohne Devisen. Von „sozialistischer Brüderlichkeit"

war also kaum noch die Rede, und ich weiß noch, was ich mir damals dabei dachte: in den Westen dürfen diese Leute eh nicht reisen, und jetzt nicht einmal mehr richtig in ihre eignen Länder. So etwas konnte einfach nicht gut gehen.

Für uns war er ein Filmemacher. Wir trafen uns wieder, paarweise, 1988 in Ost-Berlin, Bahnhof Friedrichshain, einen Tag und einen Abend lang. Seine Filme würden im DDR-Fernsehen kaum noch angeschaut, denn die meisten sähen nur noch West-Fernsehen und -Werbung, aber wenn dann zufällig mal ein Film von ihm im Westen liefe, dann bekäme er manchmal lobende Worte von Mitbürgern zu hören, dass seine Filme gar nicht so schlecht seien. Wir verbrachten einen langen Abend in einem ziemlich repräsentativen Ost-Berliner Gebäude. Ja, genau, es war das Haus des „Club der Kulturschaffenden ‚Johannes R. Becher'“. Als Souvenir habe ich mir eine Pilsrosette mitgenommen und gut aufbewahrt:



Wir waren die einzigen Gäste, und er erzählte uns auch, dass es noch in den 1960er-Jahren in der DDR viel lebendiger zuging, da gab es noch gute Kneipen, aber auch noch gute Kleidung zu kaufen, Lederjacken und so. Die engagierten Leute, die politisch etwas bewirken wollten, auch in der SED, hätten sich eh längst zurückgezogen.

Aus jener Zeit, den Aufbruchsjahren der DDR, berichtet auch sein Roman „Der Entwurf oder Pfeifen habe ich nicht gelernt“, 1983 erschienen, und wie so ziemlich alles, zusammen mit Joachim Nestler geschrieben. Klappentext: „Christian Bergers Geschichte spielt in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts. Damals begann sie, die Zeit der Entwürfe, die aufregend und voller Gegensätze war.“ Gescheiterte Jugendträume, hätte er vielleicht gesagt, sage ich hier.

1991 besuchten wir die Freitags in Potsdam. Einige Tage verbrachten wir in ihrer Wohnung, dann wollten wir weiterradeln, um eine Woche später wieder auf Hiddensee zusammenzukommen, schöne Tage verbringen, diese Künstlerinsel, aber nein, nicht schnöselig und schick, sondern ruhig und zurückgezogen, weil ja nicht einmal Autos dort fahren dürfen.

Potsdam. Nicht nur Sanssouci oder der Einsteinturm. Sondern so geschichtsträchtige Orte aus jüngerer Zeit wie der

Wannsee, besser gesagt die Wannsee-Konferenz, oder die Glienicker-Brücke. Und natürlich der Cecilienhof. Und eigenartig, was wir unbedingt sehen, am liebsten vielleicht auch berührt hätten, waren die Korbstühle. Als ob das geschichtliche Ereignis für die Nachkommen nur durch solche Reliquien ein höheres Maß an Glaubwürdigkeit bekäme. Ob wir die Korbstühle damals wirklich gesehen haben, weiß ich nicht einmal mehr, aber ich bilde mir ein, dass ich sie gesehen haben muss.

Der größte Einschnitt seines Lebens, zumindest seines Berufslebens, war vermutlich das Verbot „seines“ Films „Denk bloß nicht, ich heule – Arbeitstitel: Unterwegs zu den Sternen“, Regie: Frank Vogel, Buch: Manfred Freitag und Joachim Nestler. Dem Verbot vorhergegangen war das „11. Plenum des ZK der SED“ im Dezember 1965, wo die Weichen für eine neue sozialistische Kulturpolitik gestellt werden sollten und wurden. Ein damaliger Kultur-Funktionär habe damals zu ihm, also als „Denk bloß nicht, ich heule“ gerade verboten worden war, gesagt, er solle sich doch ein Vorbild an dem Film „Spur der Steine“ nehmen, solche Filme würden gebraucht. Insofern sei er dann schon etwas stolz gewesen, dass kurz danach gerade auch dieser Film verboten worden ist.

Ich bekam ein Buch von ihm geschenkt: „Prädikat: Besonders schädlich – Manfred Bieler/Kurt Maetzig: Das Kanin-

chen bin ich – Manfred Freitag/Joachim Nestler: Denk bloß nicht, ich heule – Filmtexte, herausgegeben, mit einem Vorwort und einem dokumentaren Anhang versehen von Christiane Mückenberger – Henschel Verlag, Berlin 1990“.

1990 erschienen. Das Buch dokumentiert einen besonderen Zustand: noch DDR, noch nicht BRD, der Übergang vom 9.11.89 zum 3.10.90. Wieder einmal eine kurze Zeit von „Entwürfen“. Sogar einen „Verfassungsentwurf für die DDR – Schwerter zu Pflugscharen“ der „Arbeitsgruppe ‚Neue Verfassung‘ des Runden Tisches“, „Berlin, April 1990“, erschienen im „Staatsverlag der DDR“, gab es.

Auch in „Prädikat: Besonders schädlich“ war noch nicht absehbar, dass die neuen Entwürfe gleich wieder in den Schubläden, besser gesagt im Papiermüll, verschwinden würden, obwohl man vielleicht gerne abgerechnet hätte, um neu zu beginnen: „Wie groß der Verlust war, den das 11. Plenum unserer Kultur im allgemeinen und der Filmkunst im besonderen zugefügt hat, ist schwer zu ermessen. Ob der Schaden für unsere Gesellschaft reparabel ist, wird die Zukunft erweisen. Die damals verbotenen Filme erscheinen heute wie eine Dokumentation der verlorenen Zeit. Es war ein früher Versuch von GLASNOST in unserem Land.“ (Christiane Mückenberger abschließend im Vorwort)

Sie besuchten uns dann in München. Er, mittlerweile der PDS beigetreten, zeigte uns glücklich seinen kleinen Sportwagen, den er sich endlich hatte leisten können. Wenn er schon einmal in Bayern sei, dann wolle er unbedingt „Kalbskopf“ essen, das wäre sozusagen das Pedant zum „Eisbein“ gewesen, das wir in Berlin zusammen gegessen hatten. „Schweinshaxn“ sagten wir, aber einen „Kalbskopf“ gibt es bei uns nicht. Er bestand aber darauf, und so radelte ich halb München ab und fragte in allen möglichen bayerischen Wirtshäusern nach „Kalbskopf“, den es aber wirklich nirgends gab.

Wir machten auch einen Ausflug in die Voralpen, wo Bayern am allerschönsten ist: ein weißblauer Himmel, wie von der CSU geschaffen. Zuerst zum Starnberger See nach Ammerland, wo ich ja als Zivildienstleistender Mesmer bei der Kirche oben am Berg gewesen war. Dann weiter über die Osterseen Richtung Berge. Er war beeindruckt über soviel, wie soll ich sagen, Wohlstand, Reichtum, Gemütlichkeit, Blumen, heile Welt? Aber letztlich, sagte er, sei ihm das alles „viel zu abgeschleckt“.

Vor mir liegt auch das „Szenarium“ zum Kepler-Film „Ich habe Berge berührt – Arbeitstitel: Putz das Licht der Vernunft“, mit den Angaben:
„Autoren: Manfred Freitag, Jochen Nestler
Beratung: Frank Vogel

Dramaturgie: Christel Gräf, Dr. Günter Karl
VEB DEFA-Studio für Spielfilme Potsdam-Babelsberg, Gruppe ‚Roter Kreis', 12. Februar 1973"

Dazu hatte er mir geschrieben:

28.12.

Lieber Franz,

dies hier muß eine ziemlich frühe Fassung sein, an die ich mich nicht in allen Details erinnern kann. Spätere Fassungen mögen dramaturgisch straffer und wohl auch dichter gewesen sein. Lang, lang ist's her! Trotzdem hoffe ich, daß Du auch aus dem vorliegenden Buch unsere Absicht bzw. Konzeption erkennen kannst. Für uns war es damals eine Auseinandersetzung mit <u>unserer</u> Gegenwart. Genauer – mit dem 11. Plenum, das zum Verbot von „Denk bloß nicht, ich heule" geführt hatte.

Liebe Grüße auch an Luise

Manfred

Aber der Herr Maier !

Eine Bekannte erzählte mir, als sie ein Kind war, da gabs einen Nachbarn, der „der Herr Maier“ hieß. Bei jedem zweifelhaften Ding in der Familie fragten sich ihre Eltern: „ja was sagt denn der Herr Maier dazu?“ Diesen Herrn Maier hatte meine Bekannte so verinnerlicht, dass viele Jahrzehnte später immer noch der Herr Maier als höchste moralische Instanz vor ihr stand und sie erst, als sie längst 40 Jahre alt geworden war, überhaupt merkte, wie sehr dieser Herr Maier in ihrem Leben präsent gewesen war und es mitgeprägt hatte.

Mir fiel dazu eine alte Geschichte ein. Habe ich irgendwann im Internet aufgeschnappt, ist der Scan eines alten Buches:
Carlo Graf von Landberg: Jeder tut was ihm passt, denn reden werden die Leute immer; Arabisches Sprichwort im Dialekt; von Haurân und Datînah; mit Übersetzung, Kommentar und Glossar; Festgabe zu seinem vierzigjährigen Jubiläum als Orientalist; E. J. Brill, Leiden 1909. Und: „Diese ‚Festgabe‘ ist nur in wenigen Exemplaren gedruckt und befindet sich nicht im Handel.“ Man lese (leicht an unsere Rechtschreibung angepasst):

Jeder tut was ihm passt, denn reden werden die Leute immer

Es war ein Bauer, der mit seiner Frau reiste. Sie hatten einen Esel bei sich. Der Mann sagte zu seiner Frau:
„Weib! Reite auf dem Esel!"
Sie stieg auf den Esel, und sie gingen weiter.
Sie kamen zu Leuten, die an einer Quelle saßen und plauderten.
Diese sagten:
– „Guckt mal, Leute! Dieser Mann da ist wie der Pachtbauer, während seine Frau eine Schejkha[81] über ihn geworden ist. Warum reitet sie, während er zu Fuß geht?"
Als sie sich von ihnen entfernt hatten, sagte der Mann zu seiner Frau:
– „Steig' ab vom Esel! ich will selber reiten. Die Leute haben über uns geredet."
Sie stieg vom Esel herunter, und ihr Mann setzte sich darauf.
So gingen sie weiter. Dann sahen sie wieder andere Leute.
Diese sagten:
– „Guckt mal den verfluchten Kerl da! Er reitet, während das nette Weibchen vor ihm zu Fuß geht. Er sollte sich wirklich schämen, so etwas zu tun." Sie riefen ihm darauf zu:

[81] „Prinzessin" ist damit vermutlich gemeint. (Krojer)

– „Du Hundsfott! Fürchtest du nicht den lieben Gott? Die Frau ist ein dem ehrenhaften Manne anvertrautes Gut. Ist es nicht eine Schande für deinen Bart, dass du reitest, während sie zu Fuß geht?“
Der Mann verhielt sich ruhig und schwieg, bis sie sich von den Leuten entfernt hatten. Dann erst sprach er:
– „Du, Weib! Du bist geritten, und die Leute haben uns ausgelacht, dann bin ich geritten, und die Leute haben boshafte Bemerkungen gemacht. Komm' mal her, dass wir beide zusammen reiten!“
– „Ich kann aber nicht hinten reiten, erwiderte sie, der Esel wird mich herunterschmeißen. Lass mich vorn reiten und du hinter mir.“
Gesagt, getan, und so gingen sie weiter. Sie begegneten wieder Leuten auf dem Wege. Diese riefen erstaunt aus:
– „Guckt mal hin, wie der Mann hinten reitet und das Weib vorn und wie er sie in seinen Armen hält! Wenn sie seine Frau ist, kann er wenigstens warten, bis er nach Hause kommt; und ist sie nicht seine Frau, benimmt er sich gar skandalös.“
Der Mann hielt wieder den Mund, bis sie vorbeigeritten waren. Dann sagte er zu seiner Frau:
– „Du, Weib! Du bist geritten und ich bin zu Fuß gegangen; das passte aber den Leuten nicht. Dann bin ich geritten und du bist zu Fuß gegangen; das befriedigte die Leute auch nicht. Dann hast du mich hinter dich aufsitzen lassen, und die Leute haben uns verhöhnt. Der Esel ist allein daran

Schuld, dass die Leute über uns reden. Wir wollen jetzt den Esel frei lassen und wir gehen beide zu Fuß.“
Sie stiegen also ab, führten den Esel am Stricke und gingen zu Fuß. Sie stießen wiederum auf andere Leute. Einer von ihnen rief dem Manne zu:
– „Du Dummkopf! Der Esel ist zum Reiten: entweder sollst du ihn reiten, oder du lässt deine Frau ihn reiten.“
Der Mann gab keine Antwort. Als sie nun außer Sicht von den Leuten waren, sagte er:
– „Was meinst du, Weib? Wollen wir den Esel nicht töten, der uns so viel Verdruss verursacht hat, damit wir es den Leuten recht machen?“
– „Wenn wir so etwas tun, antwortete die Frau, werden die Leute erst recht sagen, dass wir vor Eselhaftigkeit blöd geworden sind, und wir kommen in schlechten Ruf.“
– „Wir haben uns angestrengt, erwiderte der Mann, den Leuten mundgerecht zu werden, aber alles umsonst. Jetzt also wollen wir das tun, was uns passt, denn reden werden die Leute immer, und jeder führt seinen Esel nach seinem Gutdünken“.

Am Schluss des kommentar- und materialreichen Buches (S. 97 ff.) bemerkt Carlo Graf von Landberg:

„Durch die unerschöpfliche Güte meines alten Freundes und Jubilarkollegen, Geheimrat Prof. J. Euting in Straßburg, habe ich erfahren, dass diese Erzählung zu den inter-

nationalen Wandererzählungen gehören muss. Bei J. P. Hebel, sämtl. poet. Werken, herausgegeben von Ernst Keller B. III S. 107, befindet sich eine ähnliche Geschichte. Die arabische Version ist ausführlicher und auch drolliger. Ich gebe hier die von Hebel.“ Man lese:

Seltsamer Spazierritt (1808)

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und lässt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, dass Ihr reitet und lasst Euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, dass du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tiere? Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vorderen Beine zusammen, und der Sohn band

ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim. So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Hebel, der ist mir immer recht! Zu meinem Standardrepertoire bei geselligen Abenden gehören die Geschichten vom Kannitverstan und dass sich alles in 6000 Jahren wiederholt, also das mit den klugen Studenten und den noch klügeren Wirtsleuten. Ich mag das kompakte Insel-Taschenbuch mit dem Nachwort von Ernst Bloch. Der „Seltsame Spazierritt“ ist in dieser Auswahl aber nicht enthalten.

„Das ist kein Betriebskonzept, das ist eine Kapitulation“

Die Uni Gießen, die Justus-Liebig-Universität (JLU), wurde Anfang Dezember 2019 durch einen „Hacker-Angriff“ für mehrere Wochen lahmgelegt. Das Computer-Netzwerk, also alle Computer und alle Server-Dienste waren betroffen, Telefonieren ging immerhin noch; der Vorlesungs- und Prüfungsbetrieb, die Bibliotheken usw., wurden provisorisch im Offline-Modus aufrechterhalten. Dies war kein Einzelfall: gerade in den Wochen vor Weihnachten, waren weitere Behörden und Krankenhäuser von ähnlichen Vorfällen betroffen. Und auch schon im Sommer musste der Heise-Computer-Verlag wegen „Emotet“ abgeschaltet werden; ausnahmsweise einmal wurde hier der Vorfall ausführlich dokumentiert und publiziert.

Typisch Windows, mit Linux oder MacOs könne so etwas prinzipiell nicht passieren, wird dann oft behauptet, und hämisch auf München geschaut, das ja von Linux wieder zurück zu Windows möchte, während das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik brav dagegenhält, dass man nur regelmäßig die aktuellen Windows-Updates einspielen müsse, sichere Passwörter verwenden und schön seine Backups machen solle. Von den Betreibern und Systemadministratoren wird man weiter den Einsatz von Firewalls, von Spamfiltern und, am besten noch, ein paral-

lel laufendes Rechenzentrum erwarten können. Aber all diese Pro- und Kontra-Argumente sind unzureichend angesichts von „Emotet“ und ähnlich bösartiger Schadsoftware. Vielmehr ist wohl die Einsicht von Heise zutreffend: „Dieser Vorfall ist noch lange nicht abschließend geklärt. Doch wir werden ihn auch weiterhin so transparent wie möglich handhaben und sicher weitere Artikel dazu veröffentlichen. Ganz oben auf der Liste steht dabei ‚Wie schützt man sich besser vor Emotet‘. Das Wichtigste dazu bereits kurz vorab: Gehen Sie davon aus, dass es auch Ihre Firma treffen wird. Bereiten Sie sich am besten jetzt darauf vor.“[82]

Die bittere Wahrheit ist nämlich, dass alle Sicherheitsmaßnahmen kaum helfen, sobald innerhalb eines Firmennetzwerkes nur *ein* Benutzer eine Schadsoftware ausführt, indem er ein Mail-Attachment öffnet oder auf einen vermeintlich vertrauenswürdigen WWW-Link klickt. Dazu braucht man nicht einmal Administrator-Rechte. Ein solch kleines Versehen reicht also aus, damit „Emotet“ loslegen kann. Besserwisser wissen natürlich, dass man verdächtige E-Mails sowieso nicht öffnet bzw. dass das nur Blödiane tun. Wenn die Welt nur so einfach wäre, denn, wiederum

---

[82] Trojaner-Befall: Emotet bei Heise, 6.6.2019, https://www.heise.de/ct/artikel/Trojaner-Befall-Emotet-bei-Heise-4437807.html

Heise: „Das von Emotet erfundene Dynamit-Phishing knüpft an existierende Kommunikationsbeziehungen an. Dabei erhält das Opfer scheinbar Antworten auf eigene Mails, deren Inhalt Emotet zuvor auf anderen Systemen gestohlen hat. Diese Trojaner-Mails sind so gut gemacht, dass man davon ausgehen muss, dass selbst gut geschulte Mitarbeiter früher oder später darauf reinfallen können."

Der sichere Betrieb eines Firmen-Netzwerkes kann also vom alleinigen Versagen eines einzelnen Mitarbeiters abhängen, nur indem einmal etwas Falsches versehentlich angeklickt wird. Das ist kein Betriebskonzept, das ist eigentlich eine Kapitulation. Übertreibe ich? Aber genau das steht auch in der „Pressemitteilung des Bayerischen Landesamts für Datenschutzaufsicht vom 18.12.2019", verfasst von „Thomas Kranig, Präsident":

„Der entscheidende Sicherheitsfaktor bleibt letztendlich der Mensch, d. h. der Anwender, bei dem die Angriffsnachricht eintrifft. Aus diesem Grund ist die Sensibilisierung aller Mitarbeiter für die Verantwortlichen nicht nur im eigenen Interesse sinnvoll, sondern auch eine organisatorische Pflicht. Nur so kann vermieden werden, dass bei vermeintlich bekannten Absendern Dateianhänge sorglos geöffnet oder Links geklickt werden."[83]

---

[83] https://www.datenschutz.de/weihnachtspost-vom-hacker-warnung-vor-neuer-emotet-infektionswelle

Die TU Freiberg schrieb am 15. Mai 2019: „Wir haben von mehreren Fällen Kenntnis, in denen der Emotet-Trojaner empfangen, ausgeführt und verbreitet wurde. Die Virussignatur war zu der Zeit bei fast keiner Anti-Spam-Software (Sophos, Astaro) bekannt, so dass diese E-Mails auch erfolgreich zugestellt werden konnten. In solchen Fällen ist auch von einem Zero-Day-Exploit die Rede. D.h. der Exploit wird eingesetzt, bevor Patches oder aktualisierte Virensignaturen der Hersteller veröffentlicht wurden.“[84]

Keine Sicherheitsupdates, keine Virenscanner helfen also, wenn „Emotet“ und dergleichen optimal zuschlagen. Der „Algorithmus“ dazu sieht etwa so aus:

1. Man entwickle oder kaufe sich auf dem „Markt“ mindestens einen sog. Zero-Day-Exploit, also eine Sicherheitslücke, für die noch kein „Patch“ des Systemherstellers vorliegt und die auch noch nicht von einer Anti-Viren-Software erkannt wird.
2. Man bringe einen Anwender per Mail dazu, ein „harmloses“ Programm zu öffnen, mit normalen Benutzer-Rechten. Dieses Programm lädt dann die weitere Schadsoftware, ebenfalls „ganz normal“, vom Internet auf den lokalen Computer.

---

[84]Schadsoftware: Gefährlicher Emotet-Trojaner in Spam-Mails, https://tu-freiberg.de/urz/schadsoftware-gefaehrlicher-emotet-trojaner-in-spam-mails

3. Sobald also der Anwender einmal das Programm gestartet hat, kann sich dieses sofort oder mit nachgeladener weiterer Schadsoftware Administrator-Rechte verschaffen und so die Kontrolle über den ersten Computer erhalten.
4. Nun werden alle Register an Schadsoftware gezogen und nachgeladen, um möglichst alle weiteren Computer im Netzwerk zu infizieren, auch die Server, wie Active Directory, Mail-Exchange und Datenspeicher.
5. Sobald das betroffene System am „Kippen“ ist, hat man sich ja schon so viele Rechte verschafft, dass man sich auch „remote“ einloggen kann („Backdoors“), um mit Hilfe „natürlicher Intelligenz“ noch soweit nachzuhelfen, dass man schließlich „alles“ unter Fremd-Kontrolle hat und dann mit dem Verschlüsseln und anschließendem Erpressen beginnen kann.

Dieser „Algorithmus“ ist übrigens Betriebssystem-unabhängig, denn Zero-Day-Exploits gibt es auch für Linux; einzig, dass es bei weitem nicht so weit verbreitet wie Windows ist, schützt es davor, dass es gegen solche Attacken viel besser gewappnet scheint, faktisch auch ist. „Wäre zum Beispiel Linux Marktführer unter den Betriebssystemen für Desktop-Computer, würden wir Nutzer den Linux-Erfinder Linus Torvalds und nicht etwa Bill Gates verfluchen!“[85] Aber durchaus ein Argument, zumindest

[85] Eugene Kaspersky: Malware, München 2008 (Hanser), S. 40.

dafür, keine reine Windows-Monokultur in einem Betrieb „zu fahren“.

„Ja, und für was gibt es dann die Anti-Viren-Software?“, werden normale Benutzer den Systemadministrator fragen. Wir müssen euch doch vertrauen können. Bei Emotet und dergleichen hilft dies alles nichts, niemand ist eigentlich schuld, besser gesagt, schuldig sind nur die Kriminellen hinter Emotet.

Zur Verdeutlichung: als die Uni Gießen befallen worden war, wurde Heise-Computer beauftragt, ihr Produkt „Desinfec‘t“ zur Reinigung der befallenen Computersysteme einzusetzen. Dazu Heise: „Die Uni Gießen ließ dazu Desinfec't von einem Experten in einem Notfalleinsatz speziell auf ihre Bedürfnisse anpassen. Desinfec't ist ein speziell für das Aufspüren und Beseitigen von Schadprogrammen zusammengestelltes Linux-System, das auch Computer-Laien einfach nutzen können. Dabei geht Desinfec't mit bis zu vier Virenscannern auf die Jagd nach Schädlingen. Das Problem dabei: Wegen der hohen Mutationsrate des Verwandlungskünstlers Emotet fanden diese die in Gießen eingefallenen Schädlinge lange Zeit nicht.“[86] Und: „Mit ei-

[86] Trojaner-Befall: Uni Gießen nutzt Desinfec't für Aufräumarbeiten, 18.12.2019, https://www.heise.de/security/meldung/Trojaner-Befall-Uni-Giessen-nutzt-Desinfect-fuer-Aufraeumarbeiten-4617154.html

nigen weiteren Anpassungen etwa für einen weitgehend automatisierten Virenscan im Offline-Betrieb baute Schlenker eine optimierte Version, die jetzt eine wichtige Rolle bei den Aufräumarbeiten in Gießen spielt.“ Bei einem Emotet-Vorfall helfen also aktuelle Anti-Viren-Versionen zunächst gar nichts, sondern erst im Nachhinein können Experten in tagelanger Arbeit eingreifen, um die befallenen Computer bereinigen zu können. Sollte dabei nur ein Computer übersehen werden und versehentlich wieder mit der Schadsoftware starten, könnte das „Spiel“ wieder ganz von vorne beginnen, denn auch jetzt noch ist sie brandgefährlich und längst noch nicht, sagen wir von Microsoft, „gefixed“.

So schaut die Realität aus. Im Fall der Uni Gießen wurde sogar gesagt, dass es noch weit schlimmer hätte kommen können, wenn nicht schon in einer relativ frühen Phase die gefährliche Situation erkannt und viele der zentralen Systeme schnell heruntergefahren worden wären.

Sicherheitslücken, Exploits, die für Angriffe ausgenützt werden, gibt es schon sehr lange, und kein Betriebssystem ist davon ausgenommen. Was aber hat sich in den letzten Jahren geändert, verschärft? Allgemein: das Bereitstellen, der Vertrieb, die Anwendung von Sicherheitslücken ist mittlerweile Big Business, Militärs, Geheimdienste, Staaten sind die Käufer, letztlich Entwickler und Betreiber von

Schadsoftware. Kriege sind normal und ebenso der Cyberwar.

Man betrachte die Industriespionage. Auch hier wird sich bei einer Firma ein illegaler Zugang verschafft, aber man will ja gerade nicht ertappt werden, das Firmen-System soll also gar nicht beschädigt werden. Wenn niemand was merkt, umso besser.

Bei Emotet und dergleichen ist es umgekehrt: hier soll das Betreiber-Netz maximal geschädigt werden, d.h. möglichst alle Daten, am besten auch deren Backups, werden verschlüsselt, um damit eine Behörde oder Firma völlig niederzuringen und erpressbar zu machen. Dieses Ausmaß an krimineller Energie, hochprofessionell betrieben, lässt herkömmliche IT-Abteilungen leicht so hilflos aussehen.

Schnelllösungen sind nicht in Sicht. Konzeptionell müsste vermutlich eine Richtung verfolgt werden, wie von Jewgeni Kasperski vorgeschlagen: „Ich glaube, dass das World Wide Web in drei Bereiche eingeteilt werden sollte. Eine rote Zone für kritische Prozesse – hier sollte eine Internet-ID Pflicht sein. Dann folgt die gelbe Zone, in der nur minimale Autorisierung nötig ist – etwa ein Altersnachweis für Online-Shops, die Alkohol verkaufen oder nur für Erwachsene zugänglich sein sollten. Und schließlich gibt es noch die grüne Zone: Blogs, soziale Netzwerke, Nachrichtensei-

ten, Chats… – alles, das unsere Redefreiheit ermöglicht. Hier ist keine Autorisierung nötig.“[87]

Analog E-Mail. Seit einigen Jahren gibt es z.B. schon „De-Mail“. Als Vorteile nennt das BSI:
„- Die Identitäten von Absender und Adressat können eindeutig nachgewiesen und nicht gefälscht werden.
- Die Nachrichten werden ausschließlich über verschlüsselte Kanäle übertragen und verschlüsselt abgelegt. Sie sind für Unbefugte zu keiner Zeit zugänglich und können weder mitgelesen, noch verändert werden.“[88]

Auch wenn hier technisch nicht alles perfekt ist und letztlich auch keine absolute Sicherheit garantiert werden kann: die Richtung stimmt. Das Problem: De-Mail ist nur bedingt kostenlos. Ich jedenfalls wurde noch nie von einer Behörde oder Firma dazu aufgefordert, möglichst De-Mail zu verwenden.

Und selbst wenn z.B. eine Uni Gießen intern und mit anderen Behörden De-Mail oder ähnliches verwenden würde und damit partiell durchaus „etwas gewonnen“ wäre, so müsste die Kommunikation „nach außen“, also mit den

---

[87] Zitiert nach Wikipedia, Jewgeni Walentinowitsch Kasperski, Dezember 2019.
[88] https://www.bsi.bund.de/DE/Themen/DigitaleGesellschaft/EGovernment/DeMail/DeMail_node.html

Studierenden, Wissenschaftspartnern, Konferenzen usw. usf., national und international, nach wie vor über normale E-Mail erfolgen – womit wir quasi wieder am Anfang wären.

Meine Verdienste um die Musica Viva (München)

I.

Dass mir ausgerechnet ein Thomas Bernhard einen Herbert von Karajan schmackhaft machen würde, hätte ich nie geglaubt, oder dass ich irgendwann in Niederbayern ein Haus kaufen und dort auch noch wohnen möchte. Bewusst habe ich nie etwas von Karajan gehört, das war immer weit unter meinem Niveau, ich meine, als ich noch ziemlich jung war: Jochum, Haiting, Furtwängler, Fricsay ja, aber niemals dieser Starkult um diesen Karajan. In „Wittgensteins Neffe“, einer autobiographischen Erzählung Bernhards, steht aber: „Karajan habe ich Jahrzehnte beobachtet und studiert und er ist für mich der wichtigste Kapellmeister des Jahrhunderts neben Schuricht, den ich geliebt habe, Karajan habe ich schon von Kindheit an, muß ich sagen, aus Erfahrung bewundert, immer wenigstens so hoch eingeschätzt, wie alle Musiker, mit welchen Karajan jemals gearbeitet hat. … Von Kindheit an habe ich das Karajansche Genie sich entwickeln und perfektionieren sehen, bei beinahe allen Proben von Konzerten und Opern, die er in Salzburg und Wien einstudiert hat, war ich Zeuge gewesen. Die ersten Konzerte, die ich in meinem Leben gehört

habe, hat Karajan dirigiert, die ersten Opern, die ich gehört habe, auch Karajan. So hatte ich, muß ich sagen, von Anfang an eine gute Voraussetzung für mein musikalisches Fortkommen gehabt." Und also habe ich mir eine CD von Karajan bestellt, nicht irgendein „Best of", sondern die Dritte und Vierte (Beethovens), in einer Aufnahme der Deutschen Grammophon, also etwas möglichst Seriöses.

Bernhard berichtet über seinen Freund Paul Wittgenstein, welch überragende Verdienste er um das Wiener Konzert- und Opernleben gehabt hat, wie bestimmend er war: „Er riß mit seiner Begeisterung, weil er damit ein paar Sekunden früher als die anderen eingesetzt hatte, die ganze Oper mit. Andererseits landeten mit seinen Erstpfiffen die größten und die teuersten Inszenierungen, weil *er* es wollte, weil *er* dazu gerade aufgelegt war, in der Versenkung. Ich kann einen Erfolg machen, wenn ich will und wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind und sie sind immer dafür gegeben, sagte er, und ich kann einen totalen Mißerfolg genauso machen, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind, und sie sind immer dafür gegeben: Wenn ich der erste bin, der Bravo schreit oder der erste, der pfeift. Die Wiener haben Jahrzehnte nicht gemerkt, daß der Urheber ihrer Operntriumphe letzten Endes der Paul gewesen ist, genauso der Urheber der Untergänge im Haus am Ring, die, wenn *er* es haben wollte, nicht radikaler, nicht vernichtender hätten sein können. Sein Für und Wider in

der Oper hatte aber mit Objektivität nichts zu tun, nur mit seiner Launenhaftigkeit, mit seiner Sprunghaftigkeit, mit seiner Verrücktheit. Viele Kapellmeister, die er nicht leiden konnte, sind in Wien in seine Falle gegangen und er hat sie ausgepfiffen und ausgebrüllt, tatsächlich mit Schaum vor dem Mund. Nur an Karajan, den er haßte, scheiterte er.“

Meine Verdienste um das Münchner Opern- und Konzertleben sind gewiss viel bescheidener, aber speziell die Konzertreihe Musica Viva hat mir sehr viel zu verdanken, ohne dass dies bisher beachtet worden wäre. Und zwar geht es um deren Programmhefte, die viele Jahre unleserlich waren, bis ich schließlich eingegriffen habe, und zwar liegt der Vorfall schon ein bis zwei Jahrzehnte zurück.

Anlass war, dass eine Dame während der Pause im Herkulessaal zu ihrem Begleiter sagte: „immer wenn man ein Programmheft nicht lesen kann, dann weiß man, dass man in der Musica Viva ist“. Gemeint ist z.B. gelbe Schrift auf hellblauem Hintergrund und lauter solche Sachen, von denen die Heftemacher wohl glaubten, dass dies besonders avantgardistisch sei. Daraufhin habe ich einen Brief an die Leitung der Musica Viva geschrieben, die Dame zitiert und den Sachverhalt beschrieben. Ich habe nie eine Antwort auf meinen Brief erhalten, nicht einmal eine formale Eingangsbestätigung. Aber als ich dann nur einen Monat später wieder in der Musica Viva war, war die Überraschung per-

fekt: es gab nun schwarze Schrift auf weißem Hintergrund, und damit waren die Programmhefte endlich lesbar! Und es hat seitdem auch keinen Rückfall mehr in unleserliche Zeiten gegeben!

Meist ist es ja gerade umgekehrt: man schreibt einen Brief, hat ein Anliegen, bekommt zur Antwort „vielen Dank“, „sehr großes Interesse“, „werden uns sofort kümmern”, und ändern tut sich gar nichts. Besser ist es natürlich, wenn man zwar keine Antwort bekommt, aber als Dankeschön die sofortige Umsetzung des Anliegens erfolgt.

II.

Der Herkulessaal. In meiner Jugend war ich Brucknerianer, teilweise war ich drei oder viermal in der Woche dort, nicht immer bloß Bruckner, aber häufig vor allem wegen ihm. Damals gab es noch Stehplätze für zwei Mark. Da die Akustik im Herkulessaal sehr gut ist, hatte man auch in den allerhintersten Plätzen noch einen sehr guten Klang, ganz im Gegensatz zum viel moderneren Gasteig. Nachdem die Türen geschlossen waren und die Musik begann, setzte sich unsereins einfach auf den Parkettboden und meditierte.

Neben den Münchner Philharmonikern und dem Orchester der Bayerischen Staatsoper gab es damals noch das Symphonieorchester Kurt Graunke, 1945 gegründet, später

in Münchner Symphoniker umbenannt. Es müsste also etwa 1975 gewesen sein, als ein Festkonzert zum 30-jährigen Bestehen des Symphonieorchesters Kurt Graunke veranstaltet wurde; mit der Siebten von Bruckner, und die Damen und Herren waren außerordentlich festlich gekleidet.

Im Foyer aber, wo man sich vor dem Konzert und in den Pausen versammelt, gab es Provokateure. Drei oder vier Leute waren angezogen als richtige Hippies, lange Haare und Afro-Look, bunt und leicht gammelig gekleidet. Als sie mich nun kommen sahen, bekamen sie einen spontanen Lachanfall, denn damit hatten sie nicht gerechnet: ich kam einfach nur barfuß auf dem Marmorboden daher, und das war viel mehr, als sie sich getraut hätten. Dabei hatte ich es nicht einmal so geplant. Tagsüber waren mir nämlich meine Sandalen kaputt gegangen und ich hatte mir neue gekauft. Diese aber drückten mich stark, und ich wollte den Bruckner möglichst schmerzfrei erleben. Also habe ich bei der Garderobe einfach die neuen Sandalen abgegeben und bin barfuß zum Saal hoch.

Die Hippies hatten ihren Auftrag gut durchdacht, es sollte eine kleine Provokation werden. Ich aber hatte mir vorher gar nichts überlegt, wollte nur den Bruckner hören, und die Sandalen störten mich. Der einzige Sponti an diesem Abend war also ich.

III.

Später habe ich mich bei der Müller-BBM in Planegg als Ingenieur beworben, das dürfte Mitte der 80er-Jahre gewesen sein. Im Vorstellungsgespräch waren sie sehr stolz darauf, dass die Akustik des Gasteigs von ihnen mit modernsten wissenschaftlichen Methoden geplant worden sei. Ich betone das deswegen, weil ja mittlerweile gesagt wird, dass die Akustik des Gasteigs sehr schlecht ist, und zwar deswegen, sagt man, weil man damals angeblich noch keine wissenschaftlichen Verfahren gehabt hätte. Doch man hatte sie und war sehr stolz darauf! Und sie sind natürlich im Laufe der Jahre verbessert worden, aber noch immer gibt es heftige Diskussionen zur Akustik nach der Einweihung von Groß-Philharmonien.

Ein paar Jahre später hatten wir für einige Jahre ein Abo der Münchner-Mozart-Konzerte, die in der Philharmonie des Gasteigs stattfanden. Wirklich glücklich waren wir nie damit. Du hast die ganze Woche Stress in der Arbeit gehabt, und dann sollst du dich an einem Donnerstag um 20h noch auf einen Mozart, Haydn oder Beethoven konzentrieren, und das im Rang M, also ziemlich weit hinten. Normalerweise sollte ja der Orchesterklang, ich sags mal so, von überall herkommen, die Musik hier aber kam nur in Scheiben an. Lange bevor diese schlechte Akustik allgemein „thematisiert" worden war, hatte ich darauf schon in klei-

neren Kreisen hingewiesen, aber das hatte mir niemand geglaubt, weil ja verbreitet worden war, dass es sich beim Gasteig um einen höchst modern gestalteten Kulturpalast handle. Mittlerweile gehen wir nur noch selten zum Gasteig, wenn, dann zu den Sonntagskonzerten um 15h und möglichst weit vorne, oder noch besser: lieber gleich zum Herkulessaal oder ins „Prinze".

Von Furtwängler gibt es ein Interview als MP3 über Akustikprobleme im Konzertsaal. Vor einer Aufführung, bei den Proben, legte er sehr großen Wert und viel Zeit darauf, das Orchester auf die Besonderheiten des Saales einzustimmen, was von vielen Musikern oft gar nicht verstanden worden ist. Dazu kommt noch das Problem, dass ein leerer Konzertsaal eine ganz andere Akustik haben kann als ein mit Publikum befüllter, so dass Furtwängler selbst noch während der Aufführung versuchte, den Orchesterklang mit den neuen Umständen auszutarieren.

Angesichts der Corona-Krise wurde vorgeschlagen, dass man während der Sommerzeit doch die Konzertaktivitäten ins Freie verlegen sollte. Keine schlechte Idee, jedoch scheint die freie, speziell ebene Natur, kein guter Konzertsaal zu sein. Hector Berlioz schrieb dazu schon 1843:

„Die Reflektoren sind unerlässlich, und man findet sie in jedem geschlossenen Lokal in der verschiedensten Gestalt.

Ihre Wirkung ist umso größer, je näher sie dem Ausgangspunkt der Töne sind. Aus diesem Grunde gibt es keine Musik im Freien. Das stärkste Orchester, inmitten eines großen, allseitig offenen Gartens spielend (wie z.B. im Park der Tuilerien), wird völlig wirkungslos bleiben. Selbst wenn man es an die Mauern des Palastes stellen wollte, könnte dieser Reflex nicht genügen, da der Ton sich sogleich nach allen Seiten verlieren würde." (Zit. nach Programmheft der Musica Viva vom 26.4.2013, S. 34, „Das Orchester als Instrument")

Man hat mittlerweile Verstärker und Lautsprecher zur Verfügung und kann daher versuchen, Berlioz doch zu widerlegen. Das Problem verschiebt sich dann halt auf die Lautsprecher und ihre technische Beherrschung, und hier sind die Resultate oft viel schlimmer als im Gasteig.

Es ist vorbei mit Neunburg vorm Wald

Was für eine kaputte Stadt, Geisterstadt, Coronastadt! Längst gibt es keine Wirtshäuser und Brauereien mehr und die Straßen und Gassen sind menschenleer, nur noch wenige Läden haben geöffnet. Und unbewohnte, wahrscheinlich schon unbewohnbare Häuser, gerade noch denkmalgeschützt. Aber lest den Bürgermeister: der singt noch immer sein Loblied auf seine blühende tausendjährige Stadt, die immer so wichtig war, das letzte Mal vielleicht bei den Anhörungen zur WAA Wackersdorf. Wo es draußen grünte, wurden Super- und Baumärkte errichtet und natürlich die vielen Landhäuser, die eins nach dem andern die Fläche fressen. Hätten die Stadtplaner vor 40 oder noch vor 30 Jahren als erstes ein Altstadt-Parkhaus gebaut für Bewohner und Gäste, so wäre gleich Platz geworden für eine Fußgängerzone, und anschließend für den Drogeriemarkt (den sie nicht wollten), und vielleicht auch für einen McDonalds im schönsten der Bürgerhäuser. Aber man wollte alles so lassen wie es ist. Der Verfall ist offensichtlich und ein Investor wird ihn kaum noch stoppen können.

Belege

Theo Männer und Karl-Heinz Probst (Hrsg): 1000 Jahre Neunburg vorm Wald 1017–2017, Neunburg vorm Wald 2016.

Martin Birner (1. Bürgermeister): Neunburg vorm Wald – staatlich anerkannter Erholungsort und Festspielstadt (https://www.neunburgvormwald.de/rathaus-buerger/ rathaus/buergermeister, Stand Juni 2020) – „Unsere malerische und historische Altstadt lädt mit ihrer Vielzahl an Geschäften und Gastronomiebetrieben zum Einkauf und Genießen ein."

Mittelbayerische Zeitung: Das war Wackersdorf – Dokumentation, Nachdruck der Sonderbeilage zur Ausgabe vom 25. Juli 1989 (auffindbar über google-Suche auf https://www.bund-naturschutz.de und Wackersdorf, sehr langer Link)

Michael Fleischmann: Innenstädte im Wandel – Macher sind gefragt, 19. Juli 2005, Initiative pro Altstadt (http://www.neunburgerinfo.de/oeffentliches_Leben/ Initiative%20Altstadt/Initiative_Altstadt.htm) – „Ein fast tausendjähriger Handels- und Wohnstandort droht abzusterben."

Roland Thäder: Ein Zettel sorgt für Wirbel. In der Neunburger Hauptraße 69/71 sollte eigentlich bald ein Drogeriemarkt seine Pforten öffnen. Wird das Projekt noch torpediert?, Mittelbayerische Zeitung vom 7. Mai 2013

(https://www.mittelbayerische.de/region/schwandorf-nachrichten/ein-zettel-sorgt-fuer-wirbel-21416-art912408.html)

Ralf Gohlke: Von Fässern, Krügen und Gerstensaft, Am Sonntag öffnet die Sonntagsausstellung „Neunburger Brauereien, Wirtshäuser & Sommerkeller" im Heimatmuseum, Mittelbayerische Zeitung vom 19. Mai 2016. (https://www.mittelbayerische.de/region/schwandorf/gemeinden/neunburg/von-faessern-kruegen-und-gerstensaft-22393-art1380415.html) – „Neunburg sei einst eine ‚Ämterstadt' gewesen, die über zahlreiche Behörden und Institutionen verfügte. So gönnten sich die Besucher nach einem ‚anstrengenden Behördengang' in einem der vielen Wirtshäuser in der Stadt eine Stärkung. [Theo] Männer erinnerte daran, dass allein in der Hauptstraße nahezu jedes dritte Haus ein Wirtshaus gewesen sei. Hinzu kamen einige Biergärten und eine Reihe sogenannter Sommerkeller und Bierkeller am Stadtrand."

Walter Brune und Holger Pump-Uhlmann: Centro Oberhausen, Die verschobene Stadtmitte, Ein Beispiel verfehlter Stadtplanung, Wiesbaden 2015.

Harini Narayanan: Der Schein Delhis: Die luftdicht verpackte Welt der „Shopping Malls", in Ravi Ahuja und Christiane Brosius (Hrsg.): Mumbai - Delhi - Kolkata, Annäherungen an die Megastädte Indiens, Heidelberg 2006.

Über „Astronomical dating of Roman time" (Petra Ossowski Larsson und Lars-Åke Larsson)

Griasde Sepp (Rothwangl),

Ich will ganz allgemein auf deren Text antworten.

Ihr Vorgehen orientiert sich ganz auf die Vorgaben eines Heribert Illig und des damaligen Hans-Ulrich Niemitz (dieser hat sich ja später davon distanziert):

Erstens: zuerst werden alle astronomischen Überlieferungen, besser gesagt Datierungen und Rückrechnungen, grundsätzlich in Frage gestellt, verworfen, weil auf irgendeine Weise gefälscht oder fabriziert. Die herkömmliche astronomische Chronologie ist somit kein Indiz mehr für historische Abwägungen.

Zweitens: Ein (oder ganz wenige) astronomische Überlieferungen werden dann aber als absolut zuverlässig herausgegriffen, um darauf eine neue Chronologie zu gründen, mit anderen, umgedeuteten kalendarischen Schemata. Der Rest an Überlieferungen wird aber weiterhin fallengelassen.

Die Larrsons geben immerhin zu, dass die römischen Sonnenfinsternisse kalendarisch durchaus rückrechnend in der herkömmlichen Chronologie zutreffend sind. Dies aber zugestanden, haben wir sofort viele weitere Überlieferungen, sei es aus babylonischer Zeit, seien es griechische, seien es die des Ptolemäus; seien es Mond- oder Sonnenfinsternisse, aber auch Sternbedeckungen, parat, die ein „Gerüst der Zeit" aufspannen, auf die also unsere modernen Rückrechnungen erstaunlich gut zutreffen. Indem ich derartige Verfahren leugne, bin ich schließlich ganz frei, ähnliche historische Ereignisse gleichzusetzen, wie z.B. die Justianische Pest mit der des Hochmittelalters (Topper), oder die beiden Dreißigjährigen Kriege von 1618-48 und 1914-1945, oder „Homer" als eine Projektion („Megali Idea") des Griechisch-Türkischen Krieges von 1919-1922 aufzufassen. Wenn es eigentlich nichts zu datieren gibt, braucht man auch nicht re-datieren.

Die Larrsons haben ja zunächst aus dendrochronologischer Sicht eine Zeitlücke gefunden, die Zeit der Merowinger, die angeblich nicht existiert haben soll. Sie haben sich also auf die Dendrochronologie[89] gestützt und-aber witzigerweise gezeigt, dass vorher (von heute aus gesehen), das dendrochronologische Zeitgerüst okay zu sein scheint – sie

[89] Siehe dazu Mike Baillie: Verifying European Dendrodating, in Franz Krojer: Chronologie der Dendrochronologie, München 2014, S. 349 f.

haben also derart die karolingische Phantomzeit Illigs widerlegt. Ein gewiss hübsches Resultat.

Die Larrsons glaubten, eine dendrochronologische Phantomzeit entdeckt zu haben und suchten anschließend nach astro-historischen Belegen, die diese Lücke belegen könnten. Aber sie bringen eben nicht die Dendro-Lücke mit der Astro-Lücke zur Deckung, denn das wäre wirklich überraschend und nachdenkenswert gewesen: wenn hier nachträglich, also mit Sonnenfinsternissen, genau, also jahrgenau, diese Lücke bestätigt worden wäre und auf diesem Weg systematisch weitergegangen werden könnte. Aber auch diese Differenz können sie nur durch viel Wortgewurbel kaschieren. Nichts wird einfacher und evidenter dadurch.

Mittels der eingangs genannten Illigschen Methode lässt sich Beliebiges beliebig oft „beweisen”. Wir haben bei den Larrsons eine Merowingische Phantomzeit, bei Illig eine Karolingische Phantomzeit und beim „ungarischen Illig”, Zoltán Hunnivári, eine Ottonische Phantomzeit, oder einfach zusammenaddiert schließlich einen Fomenko. Man kann so denken, aber mir leuchtet es einfach nicht ein. Sobald nämlich etwas mehr Exaktheit gefordert wird, schließt immer nur die herkömmliche Chronologie auf, passen also nur dann Rückrechnungen und Überlieferungen einigermaßen zusammen.

Buchbesprechung

Josef M. Mayer: „Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge“

Für die Zeitschrift „Interstellarum“ (www.interstellarum.de) wurde ich 2015 gebeten, eine Rezension zu verfassen, allerdings mit vorgegebenem Platz. Der ungekürzte Text erscheint hier:

Bibliografische Angaben

Josef M. Mayer
Die Himmelspferde von Nebra und Stonehenge
Astronomie und Mythos in der Bronzezeit
Gräfelfing 2014
Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
ISBN 978-3-928852-50-0
97 Seiten mit vielen farbigen Abbildungen
21,25 Euro

Die „Himmelsscheibe von Nebra“ ist ein herausragender Fund aus der mitteleuropäischen Bronzezeit und hat zu vielen Deutungen Anlass gegeben, angefangen von Fälschungsvorwürfen bis hin zu „Kalender“, „Sternkarte“ und dergleichen.

Auf der Himmelsscheibe glaubt man zunächst Sonne und Mond zu erkennnen, dann eine Vielzahl unregelmäßig angeordneter Sterne, wobei nur ein „Siebengestirn“, gewöhnlich als Darstellung der Plejaden interpretiert, deutlich hervorsticht. Darüberhinaus fallen noch ein defekter und ein intakter „Horizontbogen“ am Scheibenrand auf, sowie ein weiterer Bogen, der als die Darstellung einer (ägyptischen) Sonnenbarke, die den Nachtlauf der Sonne bezeichnet, interpretiert wird.

Ausgehend von der Identifizierung des Siebengestirns als Plejaden, fragt sich Mayer, weshalb sich nur dieses habe identifizieren lassen, und ob man nicht durch Vergleich mit heutigen Sternkarten auch andere Konstellationen entdecken könnte. Eigentlich ist klar, dass sich, rein kombinatorisch gesehen, immer wieder Proportionen von Sternabständen finden lassen, die zueinander einigermaßen gut passen und andere eben nicht. Wenn, wie Mayer behauptet, es sich insgesamt um sehr genaue Darstellungen von Sternbildern handeln könnte, dann wäre diese Hypothese als erstes an den bereits gut geglaubt identifizierten Plejaden zu prüfen gewesen, und da müssten dann schon erste Zweifel aufkommen, denn auf der Himmelsscheibe wirkt die Figur kreisartig, während die Hauptsterne der Plejaden „in echt“ kantenartig wirken und deshalb gelegentlich auch mit dem Kleinen Wagen verwechselt werden. Also handelt es sich eher, wie gemeinhin angenommen, um eine

symbolische Darstellung der Plejaden, und die Ausgangshypothese wäre damit schon widerlegt. Genau diese Überlegung überspringt aber Mayer in seinem Buch.

So identifiziert Mayer die hausförmige Anordnung von sechs Sternen auf der Himmelsscheibe, also bei der „Mondsichel", mit unserem Sternbild Auriga, gebildet aus ϑ, β, α, ω und ι Aurigae sowie β Tauri. Zur Orientierung sollte man dabei, gegenüber der herkömmlichen Darstellung, die Himmelsscheibe umdrehen, so dass die „Sonnenbarke" oben wäre (von Mayer als „Mitternachtssonne" interpretiert). Unterhalb der Plejaden sei mit Aldebaran und einigen weiteren Sternen das Sternbild des Stieres dargestellt, und weiter rechts dann Teile von Walfisch und Perseus. Teils findet Mayer exakte Proportionen, teils aber eben nicht, und es müssen für diese Konstruktionen auch schwächere Sterne als „Platzhalter" dienen. Immerhin handelt es sich bei den so identifizierten Sternbildern um solche in der Nähe der Plejaden – mit Ausnahme der Konstellation ganz oben, die von Mayer als Großer Wagen identifiziert wird, was aber doch nur mit einigen Abweichungen zu heutigen Darstellungen konstruierbar ist, weil Mizar-Alkor fehlt.

Die Bilder passen oder passen auch wieder nicht: das „Dach" von Auriga ist auf der Himmelsscheibe fast flach, während es auf modernen Sternkarten ungefähr recht-

winklig ist. Ein „überzeugender Beweisgang“ (Rückentext) ist das nicht, aber Mayers Darlegung ist durchaus phantasievoll und zeugt von einer intensiven Beschäftigung mit dem Thema. Was beim Lesen missmutig stimmt, ist, dass einerseits immer wieder auf eine geradezu naturalistische Genauigkeit auf der Himmelsscheibe verwiesen wird, aber in vielen Details stimmt das dann doch wieder nicht.

Diese Unstimmigkeiten werden hingegen von Mayer als eine Art Überlagerung des bronzezeitlichen Pferde-Mythos über den wissenschaftlichen Astronomie-Logos interpretiert. Über den direkt sichtbaren Himmelsobjekten auf der Himmelsscheibe sei ein mythologisches Pferd (vielleicht sogar mit Jockey) unsichtbar dargestellt worden, und damit dieses virtuelle Pferd vorgestellt werden könne, musste eben die angeblich sehr exakte Darstellung des Himmels auf der Scheibe mancherorts wieder aufgegeben werden. Zur weiteren Begründung dieser Hypothese spannt Mayer einen weiten historischen Bogen, angefangen mit dem Trondholmer Sonnenwagen, über das „White Horse“ von Uffington und das nahegelegene Stonehenge, bis hin zu späteren keltischen Münzen mit ihren vielfältigen Pferde-Darstellungen. Klar ist: wer schon beim ersten Teil der Darlegung Mayers manche Zweifel hegte, wird diesen weiteren Ausführungen zum virtuellen mythologischen Pferd nur zögerlich folgen und zur Ansicht neigen, dass hiermit

die Grenze vom Phantasievollen zum Phantastischen überschritten worden sei.

Franz Krojer

Über Gleichzeitigkeit

Für die folgende, wie ich glaube, sehr einfache Überlegung zu „Gleichzeitigkeit” habe ich viele Jahre gebraucht. Vielleicht ist es nur mir nicht klar gewesen und ich sage eigentlich gar nichts neues.

Gleichzeitigkeit erscheint im Diskurs der Physiker als eine umständliche, schwierige Theorie, die Einsteins, während sie eigentlich unmittelbar erlebt wird, offensichtlich ist. Ich weiß, dass rund um den Erdball viele Länder und Städte, Menschen und dergleichen, jetzt gleichzeitig neben mir existieren und dass ich jederzeit mit einem beliebigen Menschen in Kontakt treten kann rund um den Erdball. Was ein Trump heute twittert, kann spätestens am nächsten Tag von allen Menschen auf der Erde gelesen und diskutiert werden.

Gleichzeitigkeit scheint deswegen so direkt einfach, weil sich in unmittelbarer Umgebung die Töne mit praktisch unendlicher Geschwindigkeit ausbreiten und auf weitere Strecken auf dieser Erde die Radiowellen ebenso. Auch Menschen auf einer Mondstation oder auf dem Mars könnten immer noch an der Kommunikation mit der Erde mit einem Gefühl von Gleichzeitigkeit teilnehmen. Wenngleich: schon auf dem Mars würde eine Audio-Video-

Konferenz, ein unmittelbares Gespräch, sehr problematisch werden, weil man ungefähr zehn Minuten warten müsste, bis eine Reaktion erfolgt, viel zu lange für einen direkten Dialog. Und da die nächsten Sternsysteme mehrere Lichtjahre entfernt sind, würden auch Twitternachrichten nur noch mit einer solchen Verzögerung eintreffen, dass von einer Gleichzeitigkeit keine Spur mehr übrigbliebe; was auf der Erde geschieht, kann bei Alpha-Centauri nicht mehr miterlebt werden, bzw. nur noch mit Verzögerung, historisch.

Sobald also endliche Informationsgeschwindigkeit und große Entfernungen ins Spiel kommen, verliert unser Alltagsbegriff von Gleichzeitigkeit seine Berechtigung. Das ist nicht einer Willkür der Physiker geschuldet. Der Begriff der Gleichzeitigkeit muss neu überdacht, das Phänomen gerettet werden. Erstaunlicherweise ist genau dies der Einsteinschen Relativitätstheorie gelungen. „Gleichzeitigkeit" wurde nicht einfach verworfen, sondern im Gegenteil neu konzipiert. Dieser Begriff wurde sogar so weit gerettet, dass wir von einem Universum als Ganzem, mit einer einheitlich homogenen Raum-Zeit sprechen können, das ca. 15 Milliarden Jahre alt ist und dass wir bestimmte Signale, ich meine die Hintergrundstrahlung, sogar als Relikte aus damaliger Zeit heute noch begreifen und analysieren können.

www.differenz-verlag.de



Ich serviere Wein, vor allem Rotwein sehr kühl, besonders den Beaujolais. Die Burgunderweine reiche ich zwischen 10 und 12 Grad, die Weißweine zwischen 8 und 10 Grad, und die Bordeauxweine werden zwischen 15 und 16 Grad eingeschenkt. Viele Leute meinen, daß einen Wein „chambrieren“ darin besteht, ihn in die Nähe des Kamins oder der Heizung zu stellen. Es bedeutet aber vielmehr, ihn in das Zimmer des Hauses zu bringen, das keine Heizung hat. Der Wein hat genug Zeit, in Ihrem Glas warm zu werden ...

Paul Bocuse



www.differenz-verlag.de